


Gleisiche Chronik



4. Jahrgang Nr. 9

1. Februar 1911



Das städtische Wohlfahrts haus auf den Leichäckern in Breslau
phot. Ed. van Velben in Breslau



Die Schwabe-Priesemuth Stiftung in Goldberg

Ein städtisches Wohlfahrts Haus in Breslau

Der auf Seite 229 abgebildete Bau, im Südosten Breslaus an den Reichsädern gelegen, darf in seiner Bestimmung als erster seiner Art angesehen werden. Er dient dazu, städtische Wohlfahrtseinrichtungen verschiedener Art unter einem Dache zu vereinen, für die in Breslau im einzelnen bis jetzt gewöhnlich Mieträume benutzt wurden. Er beherbergt: nämlich erstens ein Volksbrausebad mit 23 Zellen für Männer und 14 Zellen für Frauen, zweitens eine Sparkassennebenstelle, drittens zwei Lesesäle, einen für Zeitungen und Zeitschriften, den anderen für technische Werke und die sehr umfangreiche Patentschriftensammlung, die früher in der Stadtbibliothek untergebracht war, und viertens eine Volksbibliothek mit Ausleiherraum und größerem Bücherspeicher, der als Sammelstelle der übrigen in der Stadt zerstreuten Volksbibliotheken dient. Schließlich sind im Hause noch vier kleine Dienstwohnungen für Unterbeamte untergebracht.

Der Gedanke der Grundrißgestaltung ging zunächst, wie erklärlich, auf eine völlige Trennung des Brausebades von den übrigen Räumen aus — es liegt zu ebener Erde und hat einen besonderen Zugang — auch sonst auf eine möglichste Trennung der verschiedenen Anstalten. So liegt die Sparkasse ganz für sich, wenn auch an einer Eingangstreppe, die zugleich auch zu den Lesesälen und Bücherräumen führt. Die gut belichteten Lesesäle bieten für je 90 Besucher Platz, der Bücherausleiherraum der Volksbibliothek ist unmittelbar mit dem viergeschossigen Bücherspeicher verbunden. In der Hauptsache ist das Gebäude aus Eisenbeton errichtet und hat im Innern eine einheitliche, schlichte Ausattung erhalten.

Die Baukosten betragen rund 330 000 Mark. Davon beanspruchten das Brausebad 32 000, die Möbel und die Ausattung des Bücherspeichers 30 000 Mark. Der Entwurf wurde noch in der Amtszeit des verstorbenen Stadtbaurats Müddemann durch den Ratsbaumeister Klimm aufgestellt, in dessen Händen auch die Bauausführung lag.

B.

Stiftungen

Die Schwabe-Priesemuth-Stiftung in Goldberg wird für alle Zeiten die Erinnerung an Goldbergs und Schlesiens größten Schulmann, an Valentin Trozendorf, festhalten. Dieser hieß eigentlich Friedland. Trozendorf nannte er sich nach seinem Geburtsorte Troitzschendorf bei Görlitz, wo er 1490 als Sohn armer Bauernleute geboren wurde. Auf Wunsch seiner Mutter besuchte er, sechzehnjährig, die Klosterschule in Görlitz und studierte mit solchem Erfolge, daß er als Neunzehnjähriger schon die Universität Leipzig beziehen konnte. Hier studierte er Latein und Griechisch und konnte schon nach 4 Jahren als Lehrer dieser beiden Sprachen in Görlitz auftreten. Später studierte er noch in Wittenberg Hebräisch, und unter Anleitung des genialen Philipp Melancthon, der ihm die Liebe zur Schule ins Herz pflanzte, wurde er ein großer Beifall erntender Lehrer. 1524 wurde Trozendorf als Rektor nach Goldberg berufen, wo er eine Lateinschule gründete. Sie wurde so berühmt, daß sie, wie der Chronist berichtet, oft über 1000 Schüler zählte. Diese durften nur lateinisch sprechen und wurden von ihrem Lehrer väterlich, aber sehr streng erzogen. Viele von ihnen haben später als Geistliche, Lehrer und Bürgermeister sein Wort in alle Länder deutscher Zunge getragen und seine Schule in vielen ähnlichen Anstalten wiederholt, so daß Goldberg als das neue Athen und die Lehrerin Schlesiens bejungen wurde. Trozendorf war aber auch ein bedeutender Kanzelredner und ein erfolgreicher Verbreiter von Luthers Lehre. Auch kämpfte er in Wort und Schrift gegen den Sektierer Kaspar v. Schwenkfeld, der eine neue Lehre in Schlesien einführen wollte und in Harzersdorf die Gemeinde der Schwenkfelder gründete. Glänzende Anerbieten von Nürnberg und Görlitz schlug der große Schulmann aus und blieb Goldberg treu, wo er einfach, aber als angesehenster Bürger lebte, bis eine Feuersbrunst sein Schule vernichtete. Er verlegte seine Tätigkeit bis nach erfolgtem Wiederaufbau nach Liegnitz, starb aber während dieser Zeit daselbst 1556. Seine Anstalt bestand unter dem Namen „Lateinische Schule“ fort bis zum Jahre 1877, ohne jemals den großen Ruf

wiederzuerlangen, den sie zu Trogendorfs Zeiten besessen hatte. In diesem Jahre wurde die Lateinische Schule aufgehoben und trat als Progymnasium unter dem Titel „Schwabe-Priesemuth-Stiftung“ neu ins Leben. Diese Schule wurde als Waisenanstalt begründet, erbaut und mit reichen Geldmitteln versehen von einem kinderlosen Ehepaar aus Wilhelmsdorf am Grödlitzberge. Sie führte die Schüler nur bis Obertertia. 1903 ging sie in den Besitz der Stadt über, die noch die Untersekunda aufsehte. Viele arme, schlesische Waisenkinder haben diesem Internat Versorgung und Ausbildung zu verdanken. An Trogendorf erinnern in Goldberg neben dem vom Lehrerverein geschaffenen Denkmal, (1. Jahrgang S. 393) das auf dem Trogendorfplatz steht, ein lebensgroßes Oelgemälde des seltenen Mannes in der evangelischen Stadtpfarrkirche und die Trogendorfhöhe. Im Seiffentale bei Bad Hermsdorf liegt der nach ihm benannte Brunnen. Trogendorfs Name aber wird immer verknüpft sein mit dem seines Wirkungsortes Goldberg. R. Hg.

Zur Ortsgeschichte

Die Papiermühle in Schweidnitz. Zu den ausgestorbenen oder durch neue Erfindungen verdrängten Handwerken gehört die Pergamentverfertigung. Die Erzeuger dieses früh in Europa im Gebrauch gewesenen Schreibmaterials hießen kurzweg Verminter. In der Stadt Schweidnitz, deren Begründung als deutsche Ansiedelung mit ziemlicher Sicherheit in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts zu setzen ist, wird als erster Pergamentverfertiger Johannes 1378 erwähnt; seine Handwertsgenossen lassen sich bis ins 15. Jahrhundert nachweisen.

An die Stelle des Pergaments trat aber im 15. Jahrhundert in Europa das Papier, das in Papiermühlen bereitet wurde. Eine solche treffen wir in Schweidnitz schon am Ausgange des 15. Jahrhunderts; denn am 28. März 1505 gab der dortige Rat dem Papiermacher Michael Peuthel, der schon einige Jahre vorher eine kleine Papiermühle in der Breslauerstraße besessen hatte (in der Folgezeit — noch 1562 — „alte Papiermühle“ genannt) die Erlaubnis, die von Mathis Hartnâhe gekaufte Angermühle in eine Papiermühle umzuwandeln, womit allerdings die Verpflichtung verbunden war, außer dem auf dieser Mühle ruhenden Geschöß noch jährlich zu Michaelis 7 Mark Zins und zwei Ries des besten Papiers an die Stadt zu geben.

Die nachfolgenden Besitzer dieser Papiermühle können in fast lückenloser Reihe angeführt werden. 1529 erscheint Simon Peuthel, papyrer; er erschoß sich am 29. Juli 1537 in seiner Behausung und ist nach dem Berichte des Chronisten Thommendorf „ein großer Schlemmer gewesen, hat ein wüstes Leben geführt und seinem Weibe viel Plage angeleget.“ (Script. rer. Sil. XI, 21.)

Am den Papiermacher, dessen Erzeugnisse offenbar einen guten Ruf besaßen, vor Schaden zu bewahren, verlieh der König Ferdinand I. der Stadt Schweidnitz und dem dortigen Papiermüller auf ihr Ansuchen am 27. Juni 1546 das Privilegium, das Schwein aus dem Stadtwappen als Wasserzeichen in das Papier „zu figurieren und zu bilden“, damit fremde Papiermacher ihre Ware nicht mehr für Schweidnitzer Papier ausgeben und verkaufen könnten, was dem dortigen Papiermacher zu großem Schaden gereiche. Dieses Privilegium wurde 1573 durch Maximilian II. und am 10. November 1615 von Matthias II. bestätigt. Besitzer der Papiermühle war damals Clemens Oltsch, der am 25. April 1568 starb. Ihm folgten: Michael Brüdner, papirarius, von 1568—1596; Christoph Brüdner 1596—1599; Pantratus Brüdner 1600—1610; George Reiter 1617—1626; Pantaleon Härtel, der 1630 erwähnt wird.

Im dreißigjährigen Kriege, der mit Feuer und Pestilenz entsetzliches Elend über die Stadt Schweidnitz gebracht hat, wurde auch diese Kulturstätte vernichtet, und erst lange nach dem Frieden finden wir den Papiermacher



Bildnis Valentin Trogendorfs
in der Stadtkirche zu Goldberg

Heinrich Rüdiger, der am 14. Mai 1694 starb. Ihm folgten zunächst Christian Zimmermann aus Bittau als Pächter von 1695—1703, dann als Besitzer Christian Rüdiger von 1703—1719, Friedrich Agner als Pächter 1720—1739, Benjamin Gottlieb Rüdiger aus Breslau als Besitzer 1740, gestorben am 11. Februar 1773.

Während der Belagerung der Festung Schweidnitz durch die Oesterreicher im Jahre 1757 war die Papiermühle beschädigt worden. Da der preussische Festungskommandant ihre Wiederaufbauung auf dem alten Platze am Fischergraben aus fortifikatorischen Gründen nicht gestattete und ein anderer dazu geeigneter Platz bei der Stadt nicht gefunden wurde, gab die Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau am 4. Juni 1758 dem zuletzt genannten

Papiermacher Rüdiger die nachgesuchte Erlaubnis, eine Papiermühle in Polnisch (heute: Nieder)-Weistritz bei Schweidnitz an der Stelle des dortigen (schon 1570 erwähnten) Kupferhammers zu errichten. Noch 1834 kommen dort Glieder der Familie Rüdiger als Besitzer der Papiermühle vor; später ist sie ganz eingegangen.
S. Schubert in Schweidnitz

Einweihungen

Kirchenweihe in Czerniewka. Die evangelische Bevölkerung im nordöstlichen Teile des Kreises Rybnik war infolge der Eröffnung mehrerer Grubenanlagen in den letzten zehn Jahren rasch gewachsen. Daher richtete die Bergverwaltung Laurahütte, die im früheren Dominalbezirk Czerniewka ihre Werke aufgetan hat, Ende Oktober 1902 an den zuständigen Geistlichen, Pastor Reinhold in Rybnik, das Ersuchen um Abhaltung von sechs Außen-gottesdiensten im Jahr. Diese sollten auf Dubenstokgrube stattfinden und für die Ortsgemeinden Czerniewka, Stanowik, Belsk, Czuchow, Dubensko und Leszczyn dienen. Am 19. November 1902 fand in Gegenwart von etwa 40 Erwachsenen in dem früheren Zechenhaus, das schlicht und würdig als Bethaal eingerichtet wurde, der erste Gottesdienst statt. Bald sah sich die Bergverwaltung zur Erweiterung der Räumlichkeiten und Vermehrung der Gottesdienste auf 12 jährlich veranlaßt. Im Frühjahr 1907 siedelte die Gemeinde in einen neuen, schönen Raum über, welcher anlässlich der Erweiterung der Badeanstalt geschaffen wurde und einen rein kirchlichen Charakter in seiner Ausstattung durch religiöse Bilder, Altaranzel, Empore für das Harmonium, sowie Kirchenplätze erhielt. Ende 1908 kam noch ein Taufständer hinzu. Der kirchliche Raum diente auch den katholischen Gottesdiensten, welche von der Pfarrei Dubensko aus eingerichtet sind und stark besucht werden. Sehr erfreulich ist die Fürsorge der Gustav Adolf-Zweigvereine Dessau, Anhalt und Weimar, welche auf Grund der pfarramtlichen Berichte und Bitten zur Eröffnung 1902 das Kreuzifix und die zwei Leuchter des Altars, sowie zum Christfest 1906 je eine Altar- und Kanzelbibel, und 1908, ebenfalls zur Weihnachtszeit, schöne Taufgeräte gestiftet haben. Da die Zahl der Kirchenbesucher aber ständig wuchs, hat die Bergdirektion ein neues Gotteshaus in unmittelbarer Nähe des bisherigen errichtet. Ein stilvoller Rohbau, macht es mit seinem grüngedeckten Glockenturme schon von weitem einen freundlichen Eindruck. Der Innenraum faßt im Kirchenstift mehr als 200 Sitzplätze, dazu mit der Korridorflucht etwa 300 Stehplätze. Die Altaranzel steht frei innerhalb einer besonderen, mit bunten Fenstern geschmückten Apsis; links ist die Sakristei des evangelischen, rechts die des katholischen Geistlichen. Ein Orgelharmonium wird demnächst an Stelle des bisherigen kleineren Wertes treten. Die Baukosten der Kapelle betragen ca. 22 000 Mark. Am 8. v. Mts. fand die feierliche Einweihung des reichgeschmückten Gotteshauses statt. Nach dem Lobgesange mit Musikbegleitung „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ trat der Konjektor, Pastor Reinhold, in Abjiztenz der Kirchenvorstände Geh. Sanitätsrat Dr. Zander-Rybnik und Maschineninspektor Geißler-Czerniewka, welche die heiligen Geräte trugen, an den Altar, verrichtete nach einer Schriftverlesung knieend das agendarische Weihegebet und übergab das Gotteshaus dem kirchlichen Dienste. Harmonium- und Musikbegleitung des Lutherliedes „Eine feste Burg“ leiteten nach der Liturgie zur Festpredigt über, in welcher der Geistliche nach dem Text 2. Cor. 6, 16 über das Thema „Ihr seid der Tempel des lebendigen Gottes“ sprach. Das Teideum „Nun danket alle Gott“ schloß den schönen Gottesdienst.

Aus der Sammelmappe

Frau v. Bonin und die französische Kriegsstaffe. Der Verein für Schlesische Geschichte und Kultur im Herzogtum Liegnitz beabsichtigt, in Bunzlau an einem Hause am

Markt, in welchem sich der uralte Gasthof „Hotel zum Fürsten Blücher“ befindet, eine Gedenktafel anzubringen zur Erinnerung an die unter eigenartigen Umständen erfolgte Erbeutung einer französischen Kriegsstaffe im Jahre 1807. Zu Anfang des genannten Jahres waren auch in der Bunzlauer Gegend verschiedene preussische Partisans (Streifkorps) tätig, deren Erscheinen der Stadt sehr schadeten, da dann vom Feinde die schwersten Repressalien ausgeübt wurden. Die Chroniken und Geschichtsbücher berichten, „daß am 10. Februar 1807 ein gewisser Leutnant von Schrader mit nur 4 Mann nach Bunzlau kam und das Glück hatte, hier einen bayerischen Rittmeister, einen eben als Courier durchreisenden sächsischen Offizier und einen ohne Bedeckung mit Extrapost ankommenden französischen General Brun gefangen zu nehmen.“ In Wirklichkeit gebührt das Verdienst dieser Gefangennahme dem überaus kühnen Vorgehen einer Frau v. Bonin, Gattin eines preussischen Offiziers, der im Dienste seine Gesundheit geopfert hatte und auf dem Gute Wiesau auf Versorgung harrete. Es ist Pflicht, ihre Handlungsweise ans Licht zu bringen, da die Darsteller jenes Ereignisses über die Persönlichkeit der tapferen Frau Stillschweigen beobachtet haben. Sie erzählt in ihren Memoiren die Begebenheit folgendermaßen: In den ersten Tagen des Januar 1807 war sie nach Görlitz gereist, wo ihr der Kommandierende Fürst von Pleß, auf dringende Bitte ein Kommando, bestehend aus den Leutnants Fischer und Schrader nebst 70 Mann leichter Kavallerie bewilligte, womit sie alle diejenigen Kassengelder, welche eben dem Feinde abgeliefert werden sollten, in Beschlag nehmen wollte. Auf ihren Streifzügen erfuhr sie dann, daß Bunzlau, wo sie ursprünglich wohnte, von 600 Franzosen besetzt sei. Sie hatte dort 10 000 Taler verborgen, welche sie abholen wollte; aber sie durfte sich mit dem kleinen Kommando nicht zu dem vielmal stärkeren Feinde wagen, umso weniger, als sie dem Fürsten versprochen hatte, es sollte weder ein Mann noch ein Pferd von der anvertrauten Bedeckung verloren gehen. Sie ließ den Leutnant Fischer und 66 Mann in Löwenberg, nahm Bauernschlitten und fuhr mit Schrader und 4 Mann nach Bunzlau. Die Mannschaft ließ sie vor der Stadt und ging allein hinein. Da fand sie denn, daß die 600 Mann noch gar nicht eingedrückt seien; dies sollte erst am anderen Tage erfolgen. Nun eilte sie, den verborgenen Schatz zu heben, und sandte nach der Mannschaft, die sie in den Gasthof zu den drei Linden (der heutige Gasthof „Fürst Blücher“) rufen ließ. Die 4 Mann kamen allein; Schrader fand sich weit später ein. Beschäftigt, das Geld in Sicherheit zu bringen, vernimmt sie das Blasen einer Extrapost. Die Post war nebenan. Ein französischer Offizier, mit mehreren Orden geschmückt, kommt an. Er fragt nach einem Gasthof, und sie, die sich ihm unterdes genähert, er bietet sich, in der Vorausicht, einen guten Fang zu machen, ihn in einen solchen zu bringen. Sie geht mit ihm in die drei Linden, wo ihre Leute frühstückten und gibt dem Unteroffizier Schmidt, in der Hoffnung baldiger Ankunft Schraders, auf, den Offizier zu bewachen. Da aber Schrader immer noch ausbleibt, begibt sie sich zu dem Offizier, dem General Brun, und erklärt ihm, er sei ihr Gefangener, und Brun, der die Soldaten neben und hinter ihr sah, übergibt seinen Säbel, von dem sie das Fortepce abnimmt, ihn aber später auch an sich nimmt. Brun muß schriftlich versprechen, ihr Gefangener zu bleiben, auch wenn Franzosen kommen sollten. Das tut der General. Indessen kommt Schrader, der nun dem Gefangenen Depeschen, Briefe und gegen 700 000 Taler an Geld abnimmt. Frau von Bonin behält die Schatulle, Schrader den Schlüssel. Während nun die Dame geht, um das Geld aufspalten zu lassen, kommt eine zweite Extrapost an. Der Reisende, ein Brigademajor, Baron von Globig, wird von ihr in Empfang genommen und auch in die drei Linden geführt, wo sie ihn ebenfalls dem Schmidt zur Bewachung übergibt. Im Begriff, ins Salzamt zu gehen und Schrader mit dem neuen Fang bekannt zu machen, sieht sie eine dritte Extrapost mit dem

bayerischen Rittmeister Grafen von Erpach und einem Feldjäger vorfahren. Sie versichert sich beider, ruft Schrader herbei, der ihnen Ehrenwort, Depeschen und Habe abnimmt. Schrader wollte mit den Gefangenen und der Beute voraus nach Löwenberg gehen, um sich dort mit dem zurückgelassenen Kommando zu vereinigen. Sie selbst beabsichtigt, von ihrem Gute Wiesau ihre Familie und ihr Reitpferd abzuholen. Auf halbem Wege begegnet sie einem französischen Kourier, der fragt, ob Preußen in Bunzlau sich befanden. Sie verneint dies, kehrt aber sofort um, und auch der Kourier wird gefangen. Nun erst geht sie nach Wiesau und schickt ihre Kinder mit der Post nach Löwenberg, wohin sie in Begleitung ihres Mannes reitet. Dieser schließt sich an Graf Göken an, der ihn als Stabsoffizier behandelt. In Löwenberg trifft sie das Kommando nicht mehr, sondern in Spiller bei Hirschberg. Dort stellte Leutnant Fischer die mutige Dame dem General Brun als Amazonen mit den Worten vor: „Herr General, das ist die Dame, deren Entschlossenheit wir das Glück verdanken, Sie und diese Herren zu Gefangenen bekommen zu haben.“ Frau v. Bonin brachte 22000 Taler glücklich nach Reinerz und übergab sie dem dort anwesenden Grafen Göken, der damit den Sold seiner Truppen bestritt.

Johann Mückeit
in Bunzlau

Eine originelle Neujahrsgratulation. Auf eine originelle Idee verfiel der gräfliche Hauptkassensendant Richard Helbig in Hermsdorf u. R. Er begnügte sich anlässlich des letzten Jahreswechsels nicht mit einer der gebräuchlichen Dukendarten, sondern benützte zum Glückwunschgrüße an seine Freunde eine Ansichtskarte, die eine ebenso originelle, wie wohlgelungene Aufnahme seiner Familie darstellt. Der Inhalt der poetischen Begleitworte steht mit der fröhlichen Heiterkeit und Zufriedenheit, die aus aller Augen spricht, im vollsten Einklang. Die Verse lauten:

Glück zu wünscha is su Sitte,
Doch, war wees, obs halfa tutt? —
Warde hoot a früh Semitte,
Dam giehts vo alleene gutt.

Denn war lustich is und bieder
Und zufrieda mit sem Lus,
Dar quetscht bal die Turga nieder
Und hält aus su moncha Stuß.

Doch war brummich is und finster
Und mit nicht sich eenig fühlt,
Dam machts blüßig Hernegepinster,
Wenn a flugs im Gulde wühlt.

Dorum mecht mehr Ollen lieber
Wünscha ischt Zufriedenheit,
Und derzu — 's gieht nischte drüber
Noch an Tupp Semittlichteet!

Afu meents aus jedem Sprüßla
Ei dar neua Letterform
Heute mit am Neujahrsgrüßla:
Richard Helbig mit sem Schwoarm.

Bereine

Am 15. Januar hielt die Provinzialabteilung Schlesiens des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege im Kammermusiksaale des Breslauer Konzerthauses seine diesjährige Generalversammlung ab. Der erste Teil des Programms brachte Vorträge. Der zweite Teil des Programms brachte Vorträge. Der dritte Teil des Programms brachte Vorträge. Der vierte Teil des Programms brachte Vorträge. Der fünfte Teil des Programms brachte Vorträge. Der sechste Teil des Programms brachte Vorträge. Der siebte Teil des Programms brachte Vorträge. Der achte Teil des Programms brachte Vorträge. Der neunte Teil des Programms brachte Vorträge. Der zehnte Teil des Programms brachte Vorträge.



phot. Otto Samerau in Hermsdorf u. R.

Eine originelle Neujahrskarte

Theater und Literatur

Glogau. Gar manche schlesische Provinzstadt hatte in früheren Jahrhunderten Stil, sogar ihren eigenen Stil, freilich, ohne es recht zu wissen. Und das war immerhin noch besser als ein mühsam aufgepflanztes, angeleitetes Wissen von Kunst und Stil. Kunst soll Leben, Smerlichkeit sein, nicht nur Schaustellung. Freilich ist das Kunstleben unserer Zeit auch für den Großstädter noch nicht viel mehr als äußeres Gepränge. Es wirkt kein innerliches Erleben in ihm. In dessen es wird schon besser damit, und die intensive Kunstbetätigung unserer Tage erfüllt die Seele der Aufnahme-fähigen immer mehr mit wirklichem Kunstleben. Seine Knospen sprießen nachgerade auch wieder in der Kleinstadt. Die Darbietungen dort ge-

stalten sich immer reicher und besser, und hin und wieder tritt die Kunst sogar nicht bloß als „Mädchen aus der Fremde“, halb bewundert, halb geduldet auf, sondern als bodenständiges Gewächs. Für Kunstberichte kann naturgemäß nur das Eigene in Frage kommen. Auch in Glogau beginnt es sich in dieser Weise zu regen. Das Glogauer Stadttheater brachte im Oktober und November eine ganze Reihe bemerkenswerter Aufführungen. Direktor Tichy und Oberregisseur Klafft tun alles, soweit beschränkter Raum und Selbsterhaltungstrieb es zulassen, um auch der Kunst ihr Recht zu geben. Goethes „Faust“, Grillparzers „Jüdin von Toledo“, Lessings „Minna von Barnhelm“ und Fuldas „Verlorenes Paradies“ sahen wir im Oktober, die ersteren beiden in nicht ganz einwandfreier Aufführung, die letzteren erheblich besser, als man es früher gewöhnt war. Im November verdoppelte sich die Zahl der wertvolleren Gaben. Sudermann kam mit seinem „Blumenboot“ und „Johannisfeuer“



phot. G. Hallama in Breslau

Salle des Breslauer Eislaufvereins auf dem Stadtgraben

zu Worte, Schillers „Kabale und Liebe“ ging als Volksvorstellung in Szene, Molnars „Teufel“ und Bahrs „Konzert“ vertraten in ausgezeichneter Darstellung das künstlerisch heitere Genre. Von ausländischen Autoren präsentierten sich dem Publikum Bignon mit seiner „Fremden Frau“ und Bricur mit seiner „Roten Robe“ (Gast: Fräulein v. Schlettingen von der Dresdener Königl. Bühne). Seitdem gab es neben der Operette diesmal nicht viel Schauspielaufführungen. Direktor Tichy, der früher dem Ensemble der Meininger angehörte, brachte den „Wilhelm Tell“ heraus — an einem Sonnabend, der für Klassiker nachgerade der herkömmliche Zufluchtstag zu sein scheint, der schauspielreudigen Jugend wegen. Er hatte die guten Traditionen der Meiniger verwertet, soweit es ihm die beschränkten Bühnenverhältnisse erlaubten, und gab selbst den Tell. Der „Taifun“ Melchior Lengyels widerstand auch hier trotz sehr angemessener Regie und durchschnittlich guter Wiedergabe (namentlich Oberregisseur Klafft als Dr. Tokeramio charakterisierte ausgezeichnet das abendländisch angehauchte Asiatentum dieser Gestalt) allen antijonationalen Gemütern. Die kraßen Widersprüche des Stückes im Verein mit dem etwas zweifelhaft echten Milieu begegneten, wie wohl überall, befreudetem Kopfschütteln. — Das Lokalkolorit vermisst man bis jetzt noch in der Stadt des Andreas Gryphius am Theater, vielleicht, daß wenigstens schlesische Dichter noch zu Worte kommen. Man ist in Schlesien ohnehin nicht übermäßig interessiert für heimliche Poeterei. Eine Ausnahme scheint Paul Keller zu machen, den wir am 19. Oktober zum ersten Male hier in Glogau hören durften. Er las eigene Werke, fünf zum Teil unveröffentlichte Geschichten von so intemem Reiz, daß die zahlreiche Zuhörerschaft aufrichtig entzückt und hingerissen war, umfomehr als man auch an Keller die alte Regel, daß Dichter selten gute Interpreten ihrer eigenen Werke sind, bestätigt zu sehen befürchtet hatte. Es war einer der interessantesten, ja der unvergeßlichsten Abend des Glogauer Lebens seit langen Jahren. Et.

Musik

Die Musik findet in Glogau eine verständnisvolle Pflege. Raum eine andre Stadt von der Größe Glogaus dürfte in Schlesien ein so intensives Musikleben haben, Grünberg

und Hirschberg vielleicht ausgenommen. Die Konzerte auswärtiger Künstler übergehe ich. Das erste Konzert der Singakademie bot infolgedessen besonderes Interesse, als hiesige Militärmusiker im Verein mit dem Leiter der Singakademie, Herrn Dr. Mennicke, der den Klavierpart in glänzender Form wiedergab, als Ausführende einiger moderner Kammermusikwerke auftraten, ein Versuch, der vollauf gelang dank der wirklich künstlerischen Durchbildung, welche die Musiker der hiesigen 58er-Kapelle durch Obermusikmeister Niemann erfahren. Die großen Verdienste dieses Dirigenten um das Glogauer Musikleben zeigen auch die alljährlichen Sinfoniekonzerte, bei denen sich, wie auch diesmal wieder, die Kapelle große, bedeutende Aufgaben stellt und stets glücklich löst. Eine neue Sinfonie von Artur Heyland, einem vielversprechenden Rieler Komponisten, wurde diesmal aus der Taufe gehoben und erklang zum ersten Male in einem öffentlichen Konzertsaale. Außerdem gab es Liszts glänzende „Tasso-Sinfonie“.

Eine würdige, stimmungsvolle Vorfeier zu Franz Liszt 100. Geburtstage bezog die Glogauer Singakademie am 11. Dezember durch eine in allen Teilen wohlgelungene Aufführung der „Legende von der heiligen Elisabeth“ von Liszt. Die Erstaufführung dieses Oratoriums hatte der nachmalige Bayreuther Meister Julius Rniese bereits im Jahre 1873 in Glogau ins Werk gesetzt, und Liszt selbst war darüber sehr befriedigt, daß seine Legende auch in einer kleineren Stadt Eingang gefunden hatte. Zu der diesjährigen Liszt-Feier hatten sich zahlreiche Kunstfreunde aus Nordschlesien und dem benachbarten Posen eingefunden. Unter der bewährten Leitung des Singakademie-Dirigenten Dr. Carl Mennicke fand das Lisztische Oratorium eine großzügige Wiedergabe, die eine weihedolle Stimmung unter den andächtig lauschenden Zuhörern auslöste. Chor und Orchester (einschließlich Harfe) gaben ihr Bestes, und auch die vier Solisten mit klangvollen Namen (Königl. Hofopernsängerin Anna Schabbel-Zeder aus Dresden, Martha Niemschneider aus Berlin, Hans Hielscher aus Breslau und Kammerfänger Emil Liepe aus Berlin) wurden ihrer Aufgabe vollkommen gerecht. Am der Liszt-Feier auch äußerlich Ausdruck zu geben, hatte man dem Programm eine Biographie von Liszt beigegeben und im Konzertsaale eine Liszt-Büste aufgestellt. Die Glogauer Singakademie hat durch den schönen Verlauf dieser Feier ihrem Ruhmesblatt ein neues hinzugefügt.

J. Blaschke

Sport

Unter den Leibesübungen nimmt der Eislauf einen besonders hervorragenden Platz ein. Er ist einer der ältesten und vornehmsten Sports, vornehm in der Art seiner Ausführung. Ist doch das Eislaufen einem Schwaben vergleichbar; wer sich erst mit den Regeln des graziösen Kunstlaufes vertraut gemacht hat, der fühlt sich losgelöst von der Erdschwere, mit beflügeltem Fuße über die spiegelglatte Fläche eilend. Spiegelglatte muß aber das Eis dazu sein, und da kommen wir zu dem, was unseren öffentlichen Eisbahnen mitunter fehlt, die Glätte. Stumpf und mit reichlich abgefahretem Eisschnee bedeckt, verdienen solche Bahnen eigentlich nicht mehr den Namen Eisbahnen. Die Hauptstadt Schlesiens, deren Eisbahnen infolge der schönen Umgebung und

der günstigen Lage in der Stadt Elitebahnen sein müßten, sind gerade das Gegenteil aus Mangel an der Pflege, die gute Eisbahnen verlangen. Zu solcher Pflege gehört eine alltägliche Glättung der Bahn mittelst Eishobel oder leichter Besprengung mit Wasser. In dieser Beziehung haben die Eislaufvereine vorbildlich gewirkt. Wo sie sich gegründet haben, werden auch die Eisbahnen richtig gepflegt, und dieses Vorbild hat auch auf die öffentlichen Eisbahnen vielfach eingewirkt, sodaß wir heute in großen wie in kleinen Städten vielfach weit bessere Eisbahnen als in Breslau haben.

In Schlesien hat die Pflege der Eisbahnen und der Eisport erst in den letzten Jahren einen wesentlichen Aufschwung genommen, fast gleichzeitig in Oberschlesien und in Breslau. In Oberschlesien haben sich vielerorts rührige Eislaufvereine gebildet dank der Tätigkeit des oberschlesischen Spielverbandes, der von der Regierung eine eifrige Förderung erfährt. Die Hochburg des Eisportes, Troppau, im benachbarten und geographisch zugehörigen Oesterreich-Schlesien hat mit seinen vortrefflichen Einrichtungen und dem großen Stamm seiner Kunstläufer den Oberschlesiern eine gute und nützliche Anregung für die Hebung des Eisportes und die Einrichtung der Eisbahnen gegeben, die überall begründet wurden und vorzüglich gepflegt werden.

In Breslau hat der unter dem Vorsitz von Professor Dr. Abegg begründete Breslauer Eislaufverein der Hauptstadt Schlesiens zum ersten Male gepflegte Bahnen und darunter „fogar“ eine künstliche Spritzeisbahn, die anderswo längst bekannt sind und den Eislauf auch in milden Wintern ermöglichen, geschaffen und eine so große Entwicklung genommen, daß sich der Verein zwei große Eisbahnen von 6000 und 9000 Quadratmetern pachten kann. Spiegelblank poliert, präsentieren sich seine beiden Eisbahnen, ohne daß aber die öffentlichen Bahnen bisher dem Beispiel gefolgt sind, zum Leidwesen der nicht dem Verein angehörigen Läufer. Glänzende Feste hat der Verein auf seinen Bahnen gefeiert, namentlich auf der Naturbahn auf dem Stadtgraben, wo, von hunderten von bunten, elektrischen Illuminationslampen überglüht, der Karneval ein lustiges Fest brachte und Paare in Maskenkostümen sich in kunstvollen Eis tänzen drehten und wo in dem behaglichen, schmucken Eishäuschen es während und nach dem Eisfeste gleich lustig zuging.

In Niederschlesien scheint der Eisport den Vorbildern in Oberschlesien und Breslau noch nicht folgen zu wollen; vielleicht geben diese Zeilen einige Anregung und den Anstoß zu dem Zusammenschluß der schlesischen Vereine zu einem Verbands für gemeinsames Wirken. Zweck und Ziel hätte ein solcher Verband, vor allen Dingen den, den Kunstlaufsport durch Konkurrenz auf den schlesischen Eisplätzen unter vorläufiger Ausschaltung der überlegenen auswärtigen, vor allen Dingen der Berliner Konkurrenz, zu heben; denn Berlin mit seinen Eisplätzen ist selbstverständlich der Provinz — namentlich in milden Wintern mit wenigen Eislauftagen — überlegen; aber vielleicht erhalten wir in der neuen Ausstellungshalle in Breslau ebenfalls einen Eisplatz; wenigstens hat der Breslauer Eislaufverein dem Magistrat diesen Vorschlag gemacht, der nebenbei eine rentable Ausnutzung der Halle bezweckt.

G. S.



phot. G. Hallama in Breslau

Inneres der Halle des Breslauer Eislaufvereins

Personliches

Der hochverdiente schlesische Geschichtsforscher und frühere langjährige Direktor des Breslauer Staatsarchivs, Geheimer Archivrat Professor Dr. Colmar **Grünhagen**, beging am 21. Dezember v. Js., im 85. Lebensjahre stehend, sein 60 jähriges Doktorjubiläum. Von vielen Seiten gingen ihm aus diesem Anlaß Glückwünsche zu, und besonders Vertreter der wissenschaftlichen Welt fanden sich zahlreich ein, um ihn an diesem Tage persönlich zu beglückwünschen. An der Spitze der Abordnung der Universität erschien der Universitätskurator, Oberpräsident Dr. von Suenther, der dem gefeierten Gelehrten seine Glückwünsche überbrachte. Ansprachen hielt alsdann der Rektor der Universität Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hillebrandt, und der Dekan der katholisch-theologischen Fakultät, Dompropst Prof. Dr. König, sowie der Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät, Professor Dr. Arnold.

Gymnasialoberlehrer a. D., Professor Hermann **Oberdieck**, ist am 19. Dezember v. J. im Alter von 88 Jahren gestorben. Er war aus Bardowick gebürtig, besuchte das Lyzeum zu Hannover und studierte in Göttingen und Berlin. 1851 wurde er Collaborator an der Realschule zu Lüneburg; 1857 ging er auf mehrere Jahre nach Paris und London und wurde dann 1861 am Magdalengymnasium in Breslau angestellt. Hier unterrichtete er im Französischen und in Naturgeschichte und erteilte außerdem fakultativen Unterricht im Englischen. 1894 trat er in den Ruhestand und gab sich nun ganz den von ihm neben der Naturgeschichte besonders gern gepflegten etymologischen Studien hin. Von seinen Veröffentlichungen seien erwähnt eine Göttinger Preispredigt (1845) und eine Abhandlung: „Etymologie von Obfitamen“ im Gymnasialprogramm von 1866. Der Dahingeshedene war als vielseitig gebildete und vornehm gefürmte Persönlichkeit hochgeachtet und hinterläßt bei allen, die ihn kannten, ein ehrenvolles Andenken. Eine Tochter des Verstorbenen ist unsere geschätzte Mitarbeiterin Marie Oberdieck, die sich namentlich auf dem Gebiete der mundartlichen Dichtung einen Namen geschaffen hat.

Am 22. Dezember verschied in Breslau der königliche Kammerherr und Rittmeister a. D. George **Graf von Zaurma-Stelzendorf**, Freiherr von und zu der Zeltich,

Besitzer der Fideikommissherrschafft Sterzendorf, Kreis Namslau. Er war am 22. Juli 1842 zu Sterzendorf geboren. Von 1890 bis 1898 vertrat er den Wahlkreis Namslau-Brieg im Reichstage, dessen konservativer Fraktion er angehörte. Bis zu seinem Tode gehörte er dem Kreisauschuß und dem Kreistage des Kreises Namslau an, für dessen Entwicklung er stets mit regem Interesse eingetreten ist.

Am 27. Dezember v. J. verschied der Kammerherr und Landesälteste **Hans Kaspar von Klixing** auf Schierokau, Kreis Lublinik, ein Bruder des Präsidenten der Schlesischen Landwirtschaftskammer, im Alter von 55 Jahren. Der Verstorbene war Mitglied des Provinziallandtages.

Konzertmeister **Walter Hennrichs** in Breslau konnte kürzlich auf eine dreißigjährige Wirkksamkeit als Künstler zurückblicken. Der jugendliche Jubilar wurde am 27. Dezember 1873 in Elberfeld geboren, und seine auffallende musikalische Begabung, welche sich schon in allerfrühester Jugend offenbarte, ließ ihn nach und nach zu einem vollendeten Künstler heranreifen. Als der kleine sechsjährige Knabe das erste Mal in seiner Heimatstadt durch seinen Lehrer, Herrn Arthur Schneider, an die Öffentlichkeit herausgestellt wurde, zollte man dem jungen Talente die aufrichtigste Bewunderung. Ueberall wohin er kam, erntete er wegen seines sicheren und verständnisvollen Spiels Anerkennung, und überall hörte man am Ende der siebziger Jahre von dem Wunderknaben Walter Hennrichs reden. Später unternahm er mit seinem Vater eine erfolgreiche Konzertreise durch Belgien, Holland, Luxemburg und Rheinland und erntete in Brüssel, Antwerpen, Lüttich, Gent, Rotterdam, Utrecht, Leyden, Maastricht, Luxemburg, Coblenz, Aachen, Bonn, Krefeld, Düsseldorf und Duisburg reiche Anerkennung seiner außergewöhnlichen Technik. In Rotterdam wurde der achtjährige Künstler sogar durch Verleihung eines Ordens ausgezeichnet. Nach dreieinhalb-jährigem Studium am Konservatorium in Köln unter Professor Zappa verließ er mit dem Solistenreisezeugnis Köln, um sich daraufhin als Konzertmeister in Kreuznach, Homburg, Görlitz, Königsberg und Breslau zu betätigen. In Schlesiens Hauptstadt wirkt er jetzt noch unter vielfacher Anerkennung in Ausübung seiner Kunst.

Albert Reimann



Konzertmeister Walter Hennrichs

Kleine Chronik

Dezember

16. In Rattowitz findet in Sachen der Regulierung der Nawa eine Konferenz von 120 Interessenten statt.

16. Ein mit 5000 Zentner Kohle beladener Kahn wird beim Passieren der Dyhernfurther Eisenbahnbrücke led und sinkt.

19. In Leobschütz findet in Anwesenheit von Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden die Abnahme der neuerbauten Kanalisation, deren Netz ca. 30 000 Meter lang ist, statt.

21. Abends von 10 bis 11 Uhr wütet in der Mosaikplattenfabrik in Deutsch-Lissa ein verderbliches Schadenfeuer.

22. In der Nacht zum 23. brennt die oftgenannte „Schäferrei“, im Altvater unterhalb des Petersteines gelegen, völlig nieder.

24. Ein großer Brand zerstört einen Flügel der Clarazinkhütte im Stadtteil Schwarzwald in Beuthen.

27. Ingenieur Hans Hayn verunglückt tödlich bei der Erprobung eines von ihm konstruierten Fallschirmes auf dem Flugplatz Wilhelmsruh bei Breslau.

Januar

4. In Wilhelmsruh bei Breslau zerstört ein Brand die 5 Flugzeugschuppen der „Ostdeutschen Flugindustrie.“ Zwei Flugapparate werden ganz bzw. teilweise vernichtet.

4. Die evangelische Oberschule in Dittersbach wird wegen drohender Einsturzgefahr geschlossen und geräumt.

Die Toten

Dezember

18. Herr Rittergutsbesitzer und Landesältester Fedor Janus, 79 J., Bärwalde, Bezirk Breslau.

Herr Apotheker Paul Kamde, 32 J., Neumarkt i. Schl.

19. Herr Professor Dr. Hermann Oberdick, 88 J., Breslau.

20. Herr Geh. Justizrat Fritz Rauthe, 68 J., Breslau.

Herr Kaufmann und Stadtältester August Berger, 68 J., Reichenbach i. Schl.

Herr Rittergutspächter Karl Burgund, 44 J., Urbanowik. Herr Brennereibesitzer Edwin Duvrier, Jauer.

22. Georg Graf Saurma, Freiherr von und zu Zeltich, 68 J., Breslau-Sterzendorf.

23. Herr Rektor Wilhelm Sannig, Breslau.

Herr Wirkl. Geh. Rat, Mitglied des Herrenhauses, Majorats Herr, Franz Graf von

Balleström, 76 J., Mlawniowik.

26. Herr Rittmeister a. D., Fideikommissbesitzer Graf Wilhelm v. Pfeil, 62 J., Wildschütz.

27. Herr Kammerherr und Landesältester Hans Kaspar von Klixing, 53 J., Schierokau, Kreis Lublinik.

27. Frau Hauptmann und Postdirektor Anna Hinte, 67 J., Hirschberg.

28. Herr Ingenieur Hans Hayn, Breslau, Herr Pastor em. Johannes Kreyher, 76 J., Jauer.

31. Mar Graf von Schwerin, Breslau.

Januar

1. Herr Rittergutsbesitzer Julius Schottländer, 76 J., Breslau.

Herr Realgymnasiallehrer Ernst Reife, 50 J., Striegau. Herr Obermarktscheider Benno Rüdenburg, 65 J., Rattowitz.

3. Herr Oberleutnant Fritz Günther, 35 J., Brieg.

4. Herr Amtsvorsteher Gustav Pohl, 59 J., Krefkau.

5. Herr Ratsmann Julius Hoffmann, Landeck.

7. Frau Desirée von Eschirsky und Boegendorff, geb. v. Rzepeda, 73 J., Deutsch-Lissa.

Herr Kreisierarzt Heinrich Riedel, 82 J., Reiffe.



L. Harthausen

Novelle von M. Wolff-Vandersloot

(Schluß)

„Also — wann darf ich meine Frau aus ihrem Lindenversteck holen?“ fragte Hunold endlich. Karla löste sich in rascher Bewegung aus seinen Armen. Sie stand aufrecht vor ihm, und aus ihren Augen schwand die hingebende Weichheit.

„Wir sind vor schnell gewesen,“ sagte sie.

„Aber Karla!“ rief er vorwurfsvoll.

„Doch!“ beharrte sie. „Haben Sie unseren Vertrag vergessen?“

Ja, das hatte er, und zwar völlig und wie alles andere, was die Versunkenheit in die Glücksstunde stören konnte. Sie erinnerte ihn.

„Ich versprach, Sie zu warnen, wenn Sie in Gefahr wären, sich völlig über eine Frau zu täuschen.“

Ach ja, jetzt fiel ihm der Morgen am Außenstrand von Hela ein. Er hatte ja noch manchmal über ihr kindliches Versprechen gelächelt.

„Nun, was soll das jetzt?“ fragte er belustigt.

„Jetzt sind wir so weit. Sie täuschen sich, und ich warne Sie — vor mir!“

Er lachte zu ihren Worten und sah sie an. Es klang wie Scherz, was sie sprach, aber ihre dunklen Augen suchten mit banger Frage in den seinen. Ein leises Unbehagen stieg in ihm auf.

„Zerstören wir uns diesen Augenblick nicht durch eine belanglose Kleinigkeit,“ mahnte er. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich scherze nicht. Ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Liebe noch eine harte Prüfung zu bestehen hat.“

Sein Unbehagen wuchs.

„So sprechen Sie rasch,“ bat er.

„Hier nicht,“ sagte sie. „Kommen Sie mit in unsere Wohnung. Dort will ich Ihnen meine — Beichte ablegen. Und dann steht es bei Ihnen, ob Sie gehen oder bleiben wollen.“

Sie schritten neben einander den Riesweg entlang, jetzt stumm, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Ueber die ausgetretenen Stufen der Treppe stiegen sie zu dem Steinbalkon, der seine breiten Quadern vor die Seitenfenster des Schlosses legte, und bogen dann um die Ecke auf einen sandbestreuten Vorplatz, zu dem die Vorderfront des altersgrauen Herrenhauses niedersah. Ein weinunranktes Gitter schloß ihn von dem Wirtshof ab.

Karla öffnete die schwere Eichentür des Schlosses. Eine weite Halle bot hinter dieser ihren jetzt öden, dämmrigen Raum den Eintretenden. Früher mochte hier der Lärm eines lustigen Herrenhaushaltes von der gewölbten Decke widergeklungen sein, jetzt hallten die Schritte der beiden fast unheimlich durch die Stille.

„Unsere Mitbewohner sind heut alle ausgeflogen,“ sagte Karla, „daher dieses Schweigen. Es ist der reine Zufall, daß Sie mich zu Haus finden. Ich hatte keine Lust, die Partie mitzumachen. Ob mich wohl ein Ahnen zurückhielt?“ schloß sie neckend. Sie war an eine Tür, die rechts auf den Flur mündete, getreten und drückte auf einen Klingelknopf.

„Ihr Herr Bruder ist noch in der Ziegelei, das habe ich schon im Dorfe gehört,“ erwiderte Hunold lächelnd. Karla nickte.

„Ja, wir sind ganz ungestört bei unserer Aussprache.“

Ein rotbäckiges, frisches Landmädchen in schwarzem Kleide und weißer Schürze öffnete und sah neugierig auf den fremden Herrn.

In dem langen, schmalen Vorraum, zu dem die Tür führte, half sie Hunold Hut und Paletot ablegen. Dann betrat er das anstoßende Zimmer, in das Karla vorausgegangen war.

Die Inselnixe stand inmitten eines großen freundlichen Eckzimmers.

Sie kam ihm mit heitrier Miene entgegen, bot ihm die kleine, weiße Hand und sagte:

„Willkommen! Nun sind Sie in unserm Heim und mein Gast.“

Er sah sie mit forschenden Blicken an.

„Wer bist Du?“ fragten sie und baten: „Täusche mich nicht!“

Sie wandte sich hastig ab, um das Rot zu verbergen, das ihr klares, blaßes Gesicht lebhafter färbte. Dann deutete sie auf einen tiefen, weichen Lehnstuhl von alter Form, der mit einem kleinen Bauertisch eine gemütliche Ecke zwischen zwei Fenstern bildete.

„Warten Sie einen Augenblick!“ bat sie. „Ich gehe jetzt meine Beichte holen.“

Und damit war sie schon durch eine Tapetentür in ein zweites Zimmer gegangen.

Hunold schob den Kneifer zurecht. Sein Blick glitt über den stillen Raum, in dem die Nixe die Fäden ihres jungen Lebens spann, und prüfte die Einzelheiten der Einrichtung.

Es waren offenbar die Glanzstücke aus der Ausstattung der Frau Bürgermeister, die jetzt hier in gefälliger Anordnung im Zimmer standen; der grüne Plüschbezug des Sofas und der Lehnstühle, der bunte Teppich, das glänzend polierte Nußbaumholz der Stühle und Schränke hatten sicher die Staatsstube des Bürgermeisterspaars geziert, und da an der Wand hingen ja auch in breiten Rahmen die Bilder der Frühverstorbenen.

Hunold trat nahe heran, um in den Zügen der Eltern das Gesicht der Tochter zu suchen. Er fand Übereinstimmung der einzelnen Linien, aber ihm schien, als hätten die verschiedenen Zeiten, unter deren Einfluß die beiden Generationen heranwuchsen, ihre Macht ebenso auf die Form, wie auf den Geist geübt und die physische Ähnlichkeit der nahen Verwandtschaft nahezu verwischt. Jedenfalls waren Karlas Miene, Sein und Sichgeben himmelweit von den Idealen entfernt, nach denen Herr und Frau Bürgermeister Rosen sich gebildet hatten, und deren Abglanz noch jetzt in dem ernstesten, würdevollen Ausdruck des Vaters und in dem ruhigen Hausfrauen-gesicht der Mutter zu sehen war. Hunold lächelte. Hinter der schmalen, weißen Stirn der Frau Bürgermeister hatten sicher keine modernen Frauenkonflikte gerätselt; ihr Ehrgeiz war durch die Tadellosigkeit ihres Haushalts und ihrer Küche befriedigt worden. Seltsam, wie anders in kurzer Zeit die Frauenwelt geworden war, in der jetzt der Kampf um die Rechte tobte . . . Zwar — Hunold hatte sich wieder dem Zimmer zugewandt — von Konflikten spürte man hier auch nichts. Eine reine, feine Luft atmete man, und ein eigener Zug von Behaglichkeit wehte durch den hellen, stillen Raum. Hunold setzte sich zufrieden in den bequemen, alten Stuhl. Die angesagte Beichte würde sich wohl in eine rechte Kinderei auflösen; denn hier brüteten keine schwülen Geheimnisse.

Die Tapetentür ging auf, die rote Bluse leuchtete, Karla trat rasch an Hunolds Seite. Sie hielt ein Paket in der Hand.

„Da,“ sagte sie und legte es auf die Platte, „lesen Sie das!“

„Lesen?“ fragte er gedehnt. „Erzählen Sie doch lieber; das wäre viel netter.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Lesen Sie nur!“ drängte sie, und da hatte sich die Tür auch schon wieder hinter ihrer leichten Gestalt geschlossen.

Mißmutig schlug er die graue Papierhülle auseinander. Engbeschriebene Bogen schimmerten ihm entgegen, zahllose Buchstaben tanzten vor seinen Augen, und aus ihrer

Fülle wurde plötzlich ein kurzer Satz seinem staunenden Auge unheimlich deutlich.

„Skizze von L. Harthausen“ stand da am Anfang einer Seite. Die Augen des Redakteurs flogen in gewohnter Eile über die Zeilen, seine Hände blättern in wilder Hast, und nun hielt er inne: die jäh aufspringende Vermutung war Gewißheit geworden! Das waren die Urmanuskripte der Skizzen und Novellen, die er in den letzten Jahren aus der Feder L. Harthausens akzeptiert hatte!

Wie kamen sie in Karlas Hände?

Vor Hunolds innerem Blick tauchte das Bild Harthausens auf, wie er es sich instinktiv unter dem Eindruck seiner Arbeiten gebildet hatte.

Ein junges, verwegenes Gesicht mit feinem Lächeln, ein übermutsvoller Kerl, der mit neugierigen Augen die Seelengeheimnisse der Frauen erforschte und der Liebe nachspürte, wie sie ihr Spiel in hohen oder niederen Schichten trieb. Und was er dann erkundet, das warf er mit leichter Hand auf das Papier, und durch seine Schriften klang das Lachen des genüßfrohen Menschen, der nicht gern von Ernst und Leid hört und sie als die Philister des Lebens verspottet.

Und dieser Mensch stand in irgend einer Beziehung zu Karla . . .

Warum nicht in einer ganz harmlosen?

Der beruhigende Gedanke schwand sofort wieder in der Erinnerung, daß Karla von ihrer Eröffnung als von einer „Beichte“, von einer „Prüfung“ seiner Liebe gesprochen hatte. An ihre bisher so leicht genommenen Worte hing sich auf einmal eisenschweres Gewicht. Eine neue Erinnerung jagte über ihn hin. Er riß die Papiere auf, suchte . . . wühlte . . . fand . . . seine Zähne schlugen in die Lippe . . . Da war der Entwurf des „Harmlosen“.

Also Karla war der rätselhafte Berichterstatter gewesen? Der Morgen fiel ihm ein, an dem er so sehnsüchtig auf sie gewartet hatte, die dann „Frauenarbeit“ vorschützte. Jawohl, an Harthausen hatte sie den netten Stoff geschrieben, und der hatte ihn behend aufgegriffen . . . Wie mochten die beiden zusammen über den doppelten „Harmlosen“, doppelten Getäuschten gelacht haben.

Er stöhnte auf. Die rasende Eifersucht des Mannes auf den andern griff ihn, grub sich in ihn, schüttelte ihn wie wildes Fieber.

Er war so sicher gewesen. Jemand etwas in Karlas Wesen hatte ihm blindes Vertrauen zu ihrer völligen Unberührtheit eingeflößt. Es war ein so herber, kühler Stolz in ihr, der den Glauben gab, daß sie noch keinem Mann gestattet hatte, ihr werbend zu nahen.

Und nun? Er schämte sich, wie knabenhaft töricht er sich hatte täuschen lassen.

Aber warum duldeten sie sein Werben? Von Anfang an?

Er lachte bitter auf. Sie oder Harthausen waren der Freundschaft überdrüssig — vermutlich er; denn nahm ein solcher Mensch die Frauen und die Liebe ernst? Sie aber hatte in tändelndem Vorspiel die Königsgabe einer ersten, reinen Neigung entwertet und bot ihm nun die Reste.

Seine Hand krampfte sich um die Sessellehne. Er dachte an alles, was man anführte in der Meinung des Tages, um die Berechtigung zu bestreiten, aus der heraus die Frau strengeren Moralgesetzen unterstellt wurde als der Mann. Er sagte sich, daß man bereit war, dieses töricht genannte Ueberbleibsel einer philisterhaften Zeit in die Kumpelkammer veralteter Ideen zu werfen. Dann fiel ihm sein eigenes Leben ein, die Frauen, die ihm im Laufe der Jahre nahe standen, — er schalt sich unlogisch, engherzig, kleinlich, unmodern — und er wußte doch, unumstößlich fest stand in seinem tiefsten Innern die Forderung: ich will auf der Lippe meines Weibes nicht den Atem eines andern spüren. In meiner Ehe soll keine Erinnerung sein, an der wir mit geschlossenen Augen vorübergehen müssen. Durch meine Tage soll nicht wie ein Gespenst die Furcht gleiten: jetzt triffst du ihn, den andern, und er sieht mit diskretem Gesicht an dir und deiner Frau vorbei und erinnert sich in seinem Innern doch mit einem Lächeln, daß er sie vor dir in seinen Armen hielt, ihren roten Mund eher küßte als du Hunold preßte die Hand an die Schläfe, hinter denen das Blut in schmerzhaften Schlägen hämmerte. Zorn und Leid rangen in ihm. Er sprang auf, trat an das Fenster und lehnte die heiße Stirn an die kühle Scheibe.

Ein Geräusch ließ ihn auffahren. Er wandte sich hastig — Karla stand im Zimmer. Sie sah in sein Gesicht und — ward blaß bis in die Lippen. Sie blieben beide stumm, aber die Furcht vor dem entscheidenden Wort brannte in ihren Augen, die trostsuchend in einander lagen und sich senkten, als sie vergeblich suchten.

„Sie kommen nicht darüber hinweg, ich sehe es,“ sagte Karla endlich mit heiserer Stimme. Sie rührte sich nicht, keine Muskel ihres Gesichtes zuckte, schwer lagen die schwarzen Wimpern über den Augen, und doch sah Hunold, daß sie gegen die Ueberlast rang, die sich jäb auf ihre jungen Schultern warf. Ihr Leid tat ihm weh, er trat ihr näher —

da tauchte hinter ihr Harthausens lachendes Gesicht auf . . . „Nein!“ sagte er hart.

Ihre Hände krampften sich ineinander.

„Dann haben wir uns nichts mehr zu sagen,“ sprach sie nach einer Weile mit einer müden, fremden Stimme.

„Doch,“ rief er in tiefer Bitterkeit. „Sie haben mir Rechenschaft zu geben. Warum haben Sie mich getäuscht? Warum verschwiegen Sie mir auf Hela Ihre — Freundschaft mit diesem — diesem Menschen — diesem Harthausen?“

„Meine Freundschaft — mit — Harthausen?“ fragte sie langsam. Es klopfte, und ohne das Herein abzuwarten, trat das rotbäckige Mädchen ein. Sie hielt einen Brief in der Hand, den sie Karla gab. Dann ging sie wieder.

Karla wollte das dicke Kuvert mechanisch auf den Tisch legen; mit einem Mal hielt sie inne, sie hatte die Handschrift erkannt — nun riß sie das Papier flüchtig auf. . . Hunold beobachtete, daß sie zwei Schreiben eilig durchlas . . . Nun hob sie den Kopf. Er sah, es war eine Veränderung in ihren Zügen vorgegangen. Hunold traute seinen Augen nicht. Zuckten die Mundwinkel nicht lachlustig? Schimmerte das Spitzbubenlächeln nicht in den dunklen Augen auf, in deren Tiefen Ernst und Leid erloschen? Sie trat an ihn heran, besah ihn von oben bis unten und sprach dann: „Das habe ich doch nicht wissen können, daß Männer so schwer von Begriffen sind.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ rief er verwirrt.

„Der „Harmlose“ hat mich also noch nicht verraten?“

Hunold fuhr zornig auf:

„Sie geben zu, daß Sie Ihren — Freund zu dieser Verhöhnung anstifteten?“

„Aber so begreifen Sie doch endlich! Mich müssen Sie fordern, ich bin doch Harthausen!“

Es wurde ganz still im Zimmer nach diesen lauten, ungeduldigen Worten . . . Hunold stand starr und sah nur immer die Inselnixe an, in der sich jetzt das Wahngelbilde Harthausen auflöste. Er konnte noch nicht in scharfen Schlüssen denken; es war nur ein abnendes Erkennen in ihm, und das wurde klar in der Frage:

„Es steht kein anderer zwischen uns?“

„Aber nein! Niemand! Die ganze Männerwelt war mir ja so gleichgültig, bis — Hela!“

Er küßte ihr das Geständnis von den Lippen. Nun leuchteten sie wieder in tiefem Rot.

Dann hielt ihm Karla die beiden Briefe vor die Augen. Der eine war sein Rechenschaft

forderndes, noch in Danzig verfaßtes Schreiben an „Herrn L. Harthausen“. „Und der,“ sagte Karla und deutete auf den andern, „ist von meiner armen, erschrockenen Cousine! Die heißt wirklich L. Harthausen und lebt in Görlik und arbeitet auf der Schreibmaschine! Als ich anfing, unter die Schriftsteller zu gehen,“ erklärte sie weiter, „war ich sehr schüchtern und hatte besonders keine Lust, meinen Bruder ins Vertrauen zu ziehen. Ich schickte also meine Arbeiten an meine Cousine, und die ließ mir ihren Namen und besorgte die Abschriften und den Verkehr mit den Redaktionen. Natürlich zahlte ich ihr Provision, und wir waren beide sehr zufrieden, aber jetzt hat das arme Wesen Angst vor Deinem groben Brief.“

Sie lachten beide.

„Aber,“ rief Karla dann, und ein Zagen und Bangen stand noch einmal in ihrem Gesicht, „wo bleibt Dein Vorurteil gegen die weiblichen Autoren? Deine Reden in Hela waren ja deutlich genug. Das ist und bleibt doch das eigentliche Hindernis! Hast Du denn vergessen?“

Vergessen — nein! Aber die Viertelstunde tödlichen Hasses auf das Gespenst eines Rivalen mit älteren Rechten hatte ihn von

allen Bedenken gründlich geheilt. Wenigstens schien ihm gegen die Gewißheit, ihre junge Liebe ungeteilt zu besitzen, alles andere nichtig und kleinlich.

Er sah auf Karla und auf die wild untereinander geworfenen Papiere, vor denen sie jetzt Arm in Arm standen.

„Mit denen bist Du nett umgegangen,“ sagte die Nixe.

„Mir scheint,“ sprach er ernst, „Talent und Charakter haben nichts mit einander zu tun?“

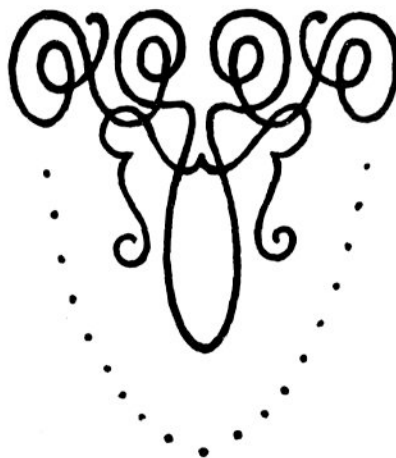
Sie nickte. Eine warme Freude kam in ihre Augen.

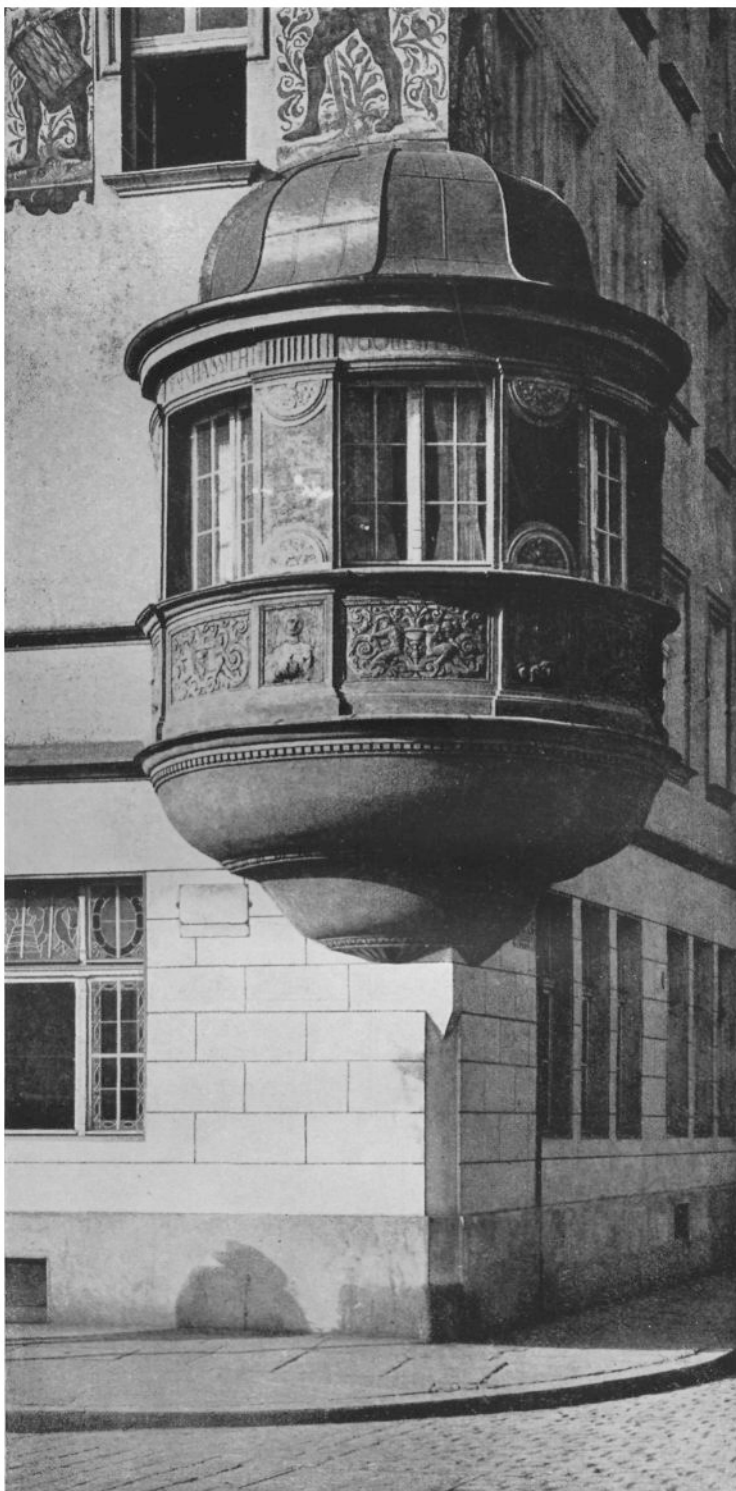
„Es muß wohl so sein,“ überlegte sie.

„Jedenfalls kann ich Dir ehrlich versichern, daß man kreuzbrav als Mädchen und Frau sein kann, auch wenn man solche Skizzen schreibt und — schreiben wird . . .“ Bei den letzten Worten traf ihn ein fragender, etwas unsicherer Blick, als fürchte sie noch einen letzten Streitpunkt.

Er legte sein Gesicht in strenge, ernste Falten und zwang einen sehr bestimmten, energischen Ton in seine Stimme. In diesem antwortete er:

„Meine Frau schreibt nicht! Aber L. Harthausen bleibt Mitarbeiter!“





Erker am Erweiterungsbau der Brauerei „Schwarze Krähe“ in Breslau
Architekt Erich Grau



Ueber den Genuß alter Kunst

Von Professor Dr. Oskar Vie in Berlin*)

Ich glaube, daß man drei Standpunkte unterscheiden kann, von denen wir die Stellung zur alten Kunst, zu Kunstwerken vergangener Epochen nehmen. Der eine ist der der Kuriosität, der zweite der der Historie, der dritte der des Geschmacks.

Die Kuriosität ist das Ziel des Sammlers von reinstem Wasser. Er geht nur nach der Seltenheit, gleichviel ob der Gegenstand historisch von Bedeutung oder künstlerisch für uns ergiebig ist. Das Gefühl des Besizes gibt den Ausschlag, des Besizes von Dingen, die nicht viel andere besizen können, weil es nicht viel Exemplare davon gibt. Es ist ein rein materielles Interesse, ein Reliquien-dienst. Ein Stück altes Holz mit der echten Künstlerinschrift des Hubert van Eyck wäre für diese Gattung Sammler genügend, um sie in Rausch zu versetzen. Eine große Zehe, von Lionardo da Vinci gezeichnet, würde sie übergücklich machen. Von dieser Klasse ist aber nicht viel zu halten. Es ist etwas Amerikanisches darin, ein rohes Besizgefühl, ein geistloser Materialismus, wie ihn Autographensammler, Korkenziehersammler und Besizer von wohl assortierten Flohkollektionen haben. Es wäre nicht so geistlos, wenn er sich

ironischer gebärdete. Aber in den meisten Fällen ist er nur die Kultur eines der rohesten Menscheninstinkte, und zwar weil sich nichts anderes zur Kultur vorfand.

Die zweite Gruppe, die Historiker, haben wenigstens den Geist eingeseht. Sie interessieren sich für die Entwicklung von alten Künstlern, ihre gegenseitigen Einflüsse, ihren Zusammenhang mit den Ideen der Zeit und nehmen alte Malerei und Skulptur für das Zeugnis ihrer Epoche. Es ist nötig, daß sie an Objektivität glauben. Sie müssen der Ansicht sein, daß es möglich ist, die Kultur einer vergangenen Zeit ohne jede eigene Zutat wiederherzustellen und den Gang der Kunst lückenlos als ein Rad in diese Maschine einzusetzen. Da dieser Glaube heutzutage nicht mehr sehr stark ist, beginnt diese Gruppe zusammenzuschwinden und diejenigen, die von einem persönlichen Geschmacks aus auch alte Kunst ansehen, erweitern ihren Einfluß.

Man kann sich über diese Dinge ganz ruhig klar werden. Gibt es eine Wahrheit in der Geschichte und einen Mechanismus der Kunst? Wir wissen, daß keiner von uns den Spiegel alter Zeit betrachten kann, ohne sich selbst darin zu sehen, und daß alle Freude über mechanische Rechenexempel in sich zusammenfällt, wenn die tägliche Erfahrung beweist, daß die Philologen oft gründlich korrigiert werden müssen. Denken wir, was von der

*) Unser Landsmann Professor Dr. Oskar Vie hat im Erich Reiß Verlag-Berlin ein Buch „Reise um die Kunst“ erscheinen lassen, dem wir mit gütiger Erlaubnis des Verlages das obige interessante Kapitel entnehmen.

Morellischen Schule, die die Philologie in der Kunstgeschichte darstellt, übrig geliebt ist. Die Hälfte seiner Behauptungen und Vergleiche wankt, und für die andere Hälfte fürchten wir. Wir grinsen, wenn aus der Gleichheit zweier Hände auf zwei Bildern derselbe Meister gefolgert wird. Wir denken an die hundert Schnippchen, die der gelehrten Kunstgeschichte aus alten Ateliers geschlagen werden. Soya nasführte die Forscher des Impressionismus, Fragonard die der Hellmalerei und Menzel die des Japonismus. Und mit Menzels Eisenwalzwerk entstanden gleichzeitig Trübners Landschaften und Bendemanns Juden. Durch solche Vorkommnisse werden wir der alten Geschichte gegenüber ängstlich, ohne sie doch ganz lassen zu können. Wir möchten die Gelehrten arbeiten sehen, aber nur auf ganz sicheren Feldern, und dann möchten wir ihnen die Früchte wegnehmen, um uns unsern Tisch zu decken. Die Gelehrten sind unsere Vorarbeiter geworden, unsere Gärtner. Wenn wir die beschauliche Mühe ihres Fleißes noch so sehr schätzen, sie ernten doch nicht, sie verlassen das Feld vor dem Herbst und wir stehen dann auf ihrem Werke und lassen die bunten Ketten unserer Phantasie fliegen.

Ich weiß noch, als ich die erste wirkliche Antike sah. Ich mußte sie berühren, ich strich mit dem Finger wieder und wieder darüber und sagte: dies hat also ein Grieche auch angefühlt. Das war eine Empfindung, stärker als die ganze Kunstgeschichte, die ich zum Examen lernte. Es war eine persönliche Aussprache. In dieser Sekunde wurden zehn goldene Brücken geschlagen. Und nie habe ich später zu einer Antike ein Verhältnis gewinnen können, ohne sie so zu berühren, jetzt nicht mehr körperlich, sondern geistig. Ich war den Historikern dankbar. Sie sagten mir, wie es mit der Kunst im sechsten und im fünften und vierten Jahrhundert stand. Dankbar für dies Material. Dem jetzt konnte ich auf sicherem Boden das historische Gefühl spielen lassen, Entwicklungen in Erlebnisse umsetzen, Silhouetten zu Menschen machen, verschollene Werke im Geiste wieder aufbauen, die Verwandlungen von Motiven zu kleinen geistigen Dramen zuspitzen, ja ich konnte mit der Geschichte bis in die unmerklichsten seelischen Wellengänge nachempfinden und Kultur der Zeiten so träumen, als ob ich sie leibhaftig sähe. Ich hatte meine alte Kunst.

Man kann keinen Gelehrten auffordern, Künstler zu werden, und nicht umgekehrt. Die Arbeit ist verteilt. Die Gelehrten der Kunst brauchen viel Zeit auf rein sportliche Dinge, wenn sie die Cranachfamilien genealogisieren oder nach den Quellen der

van Eyck forschen oder den Meistern von üblichen Madonnenreliefs. Aber sie arbeiten doch auch genug für die Umsehung der alten Kunst in moderne Lebenswerte. Man denke, welche Goldfülle in Bodes Quattrocentostudien liegt; welche Freiheit des Geistes in Neumanns Rembrandtbuch sich hervorwagte, und wie subtil auch unser Empfindungsvermögen wird, wenn wir es stillkritisch üben und die Farben der Zeitalter scharf ins Auge fassen. Wissenschaft ist eine unentbehrliche Exposition für den Genuß des Alten.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, da wir für das Museum reif sind. Wir lassen diejenige Gelehrsamkeit zu Hause, die selbst nur Hausarbeit ist: das Vergleichen der kleinen Meister, das Konstatieren möglicher Einflüsse, die Geburts- und Todeszahlen, alle Zahlen und Ziffern zählbarer und in ihrer Logik irreführender Wahrheiten. Schämt euch nicht. Ihr braucht nichts zu wissen, als was ihr fühlt. Es genügt, wenn der unauslöschliche Begriff „Werden“ in eurem Kopfe spielt. Vergesst nicht, wie viele Werden es gibt. Die Gelehrten haben eines oder zwei gefunden. Ihr könnt zehn und hundert finden, wenn ihr statt der Leine der ewig schulmäßigen Akademie eurem eigenen spielenden Geiste folgt, der in jedem Menschen neue Wege führt. Was ihr nicht wißt, habt ihr nicht verloren. Aber die Ehrlichkeit würdet ihr verlieren, wenn ihr euch selbst vergesst. Wer vor die Madonna della Sedia tritt und gegen seine Empfindung in begeisterte Laute ausbricht, ist der Hölle näher, als ein ehrlicher Mann, der gähnend durch den Pitti geht.

Man kann die Stufen dieser Art von Kunstgenuß sehr gut an sich selbst beobachten. Das erste ist das volle Auskosten des historischen Gefühls. Wir stürzen uns in den Kontrast der Kulturen, wie in den Ozean. Bei den Niederländern und Deutschen sind wir intim, bei den Italienern formal, bei den Spaniern pathetisch, bei van Dyck und Holbein geben wir uns eine weltmännische Attitüde, bei Dürer spitzen wir die Augen, bei Rubens erweitern wir sie, kurz, wir ziehen ein Kostüm an je nach dem Lande oder dem Malerfürsten, den wir besuchen. Um Paolo Veronese bauen wir venetianische Pracht, um Rembrandt das Gerümpel malerischer Atelierrequisiten, um Velasquez die kalte Majestät grauer Hallen. In diesem Stadium denken wir bei den Bildern meist an etwas anderes aus ihrer Umgebung. Wir arbeiten associativ. Um Pisanello zu lieben, nehmen wir an einer Jagd teil, um Michelangelo zu verstehen, lesen wir seine Gedichte, um Raffael zu würdigen, vergleichen wir die Theorien gelehrter Stände. Wir sind

mit einer maßlosen Gerechtigkeit angefüllt. Wir können heut Linien sehen, morgen Farben, übermorgen Kompositionen, jeder Tag der Woche ist ein neuer Schöpfungstag. Wir staunen das Wunder dieser verschiedenen Welten an und besitzen die Unpersönlichkeit, für jede ein gutes Wort zu haben, ein kühles geistiges für das Cinquecento und ein heißes, aufrauschendes für Murillo, ein lächelndes für Watteau und ein strenges für Cranach. Wir sind vollendete Kulturhistoriker der ganzen Erde. Eine Linie den Raffaelschen Madonnen entlang zu ziehen, macht uns dasselbe Vergnügen wie Rembrandtsche Schatten nach ihren Halbtönen zu durchsuchen. Zuerst kühl wie Proteus, schaukeln wir uns bald mit Wohlbehagen in dieser weiten, wandelnden Welt, wir besänftigen den Akademismus mit Farbschönheit und den Impressionismus mit einem Stück Verrocchio. So lernen wir nicht die Objektivität, aber doch wenigstens ihren Genuß.

Bis uns eines Tages das Schauspiel der Geschichte zu einem stärkeren Erlebnis wird. Wir haben gelernt, die Kulturperioden auszufüllen, aber auch zu streichen, um eine neue nicht auf Kosten der anderen zu verkleinern. Wir können jetzt die Vergangenheit entleeren, wir können voraussetzungslos werden, um den Eintritt neuer Gestirne zu bewundern. Wir streichen alles, was die Niederlande später geschaffen haben, um uns vor dem Genter Altar zu überlegen, was damals noch nicht da war und was für ein Wunder geschah. Wir entdecken mit den Genies die neuen Welten, mit den Völkern und mit den einzelnen. Wir bleiben ganz an diesem süßen Gefühl hängen; der Meister hat es zuerst gesehen. Welche tiefe Wärme, alle Kunst des Lichtes und der Schatten zu vergessen und mit Rembrandt sie zu entdecken. Welche Lust, alle Virtuosität auszustreichen und mit Rubens zum erstenmal den Pinsel sprechen zu lassen, den furiosen Strich der Hand, der menschlichen Hand, in Landschaft, Tanz, Krieg und majestätischer Allegorie. Wir finden mit Velasquez die Lust und mit Goya die Impression, mit Desiderio die realistische Dekoration und mit Schiberti die Eleganz räumlichen Disponierens. Alle die tausend Entdeckerfreuden machen wir noch einmal durch und hören nicht auf die Warnungen der Gelehrten, die uns beweisen, daß nichts auf einmal erfunden wurde, daß es Vorgänger und Nachfolger gab und Schulen und Einflüsse. Wir wissen es jetzt besser: Es gab doch Genies und dem Blicken im Auge Rembrandts ist gar nichts vorhergegangen und gar nichts nachgefolgt. Lege eine unendliche mathe-

mathe Reihe an und du wirst nie zum Ganzen kommen. Das Genie macht diesen Staatsstreich aus anderen Kräften her und es bildet Schlüsse, die wir weder vorher berechnen, noch nachher analysieren können. Es gibt Kunsthistoriker, die sich zu ärgern scheinen, daß das Wunder des Genter Altars trotz aller Ausstellungen Primitiver unerklärt bleibt. Es gibt aber Kunstempfinder, die sich darüber freuen, und wenn wir erst so weit sind, dieses Stückchen Entdeckerfreude, das auch im kleinsten Bilde lebt, mitzuempfinden, sind wir dem Walten der Kunst schon bedeutend näher gerückt. Die dunklen Anfänge der Zeiten und Menschen, die die Geschichte konstatiert, sind dann unsere Lieblingsstellen. Das Quattrocento schlägt dann das Cinquecento, Salvatore Rosa schlägt die Carracci, Claude Lorrain schlägt Poussin, Giovanni Bellini schlägt Pintoretto.

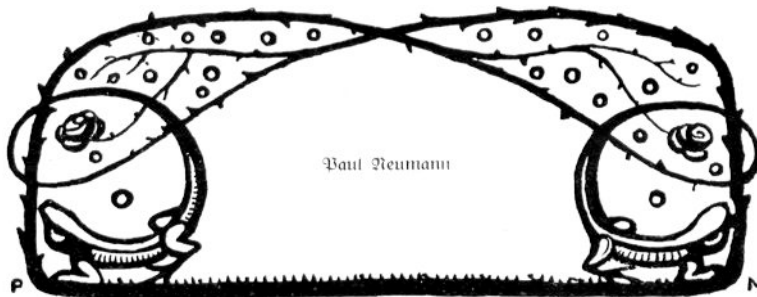
Hier sind wir bald an dem Punkte der schönen, leidenschaftlichen, begeisterten Ungerechtigkeit gegen die Geschichte. Wir werden uns hüten, den Schritt zu tun, ehe wir uns auf die Fähigkeit persönlicher Anschauung geprüft haben. Genug Wunder hatte das Empfinden mit der Geschichte, um nicht übereilig verworfen zu werden. Aber in dem Augenblicke, da der Künstler in uns erwacht, löst sich die Wissenschaft aus der Umarmung (wie glücklich sind die vorübergehenden Stunden dieser seltenen Umarmung) und wir werden Egoisten, die an unser Heil denken, die die Geschichte als Vorbereitung zur Gegenwart nehmen. Schämt euch nicht. Ihr findet, daß Raffaels Stenzen nicht als bedeutende Kompositionen zeitgenössischer Ideen sind, von denen kein Faden zu euch hinüberläuft, daß seine Farnesina roh ist, daß seine Loggien kleinlich sind. Sagt es, schämt euch nicht. Denn in demselben Gefühle liegt die schrankenlose Begeisterung für Rembrandts Genius, der aus Natur und Bibel, aus Haus und Kostümen eine Zauberwelt des Lichtes erdachte, des Lichtes, das Farben schafft, ja das Formen schafft, indem sie sie aus unsichtbaren Fluiden modelliert. Feuerbach liebte Veronese, Cornelius liebte Michelangelo, Reynolds den Lizian, Böcklin den Rubens und Roger van der Weyden. Auch ihr habt das Recht dieser Liebe. Wie es Annatur wäre, für Thoma und Hofmann, für Böcklin und Liebermann dieselbe Neigung zu besitzen, so wäre es Unehrllichkeit, auch der alten Kunst gegenüber zu schielen. Wir haben jetzt das Recht, sie als Vorplatz unserer Sympathien aufzufassen. Wir durchstöbern die Handzeichnungen an drei Strichen Rembrandts auf, während wir Holbeins materiell fundierte Kunst der Physiognomien kühl durchblättern.

Wir suchen auf den Skizzen von Rubens mit Leidenschaft nach dem ersten Grundton, nach den ersten braunen Konturen der Rosse und Reiter, nach den ersten instinktiv füllenden Farbflecken. Wir suchen das Violett in seinen Gewittern, die Sonne des Cuypp, die Baumkronen des Watteau. Wir denken jetzt nicht mehr bei Watteau an die Schäferzeit, sondern wir denken an Corot und den Hain von Ville d'Avray und wie zwei Augen in zwei Jahrhunderten zwei Dinge gleich sahen. Wir suchen unsere Kunst in der alten, die Vorahnungen, die verwandten Neigungen, die gleichen Blicke und Gefühle, und die große Gemeinsamkeit und der Organismus alles Geistigen in dieser Welt scheint uns gewaltiger als alle Lehren der Geschichte.

Der unreife Reisende sieht sich die neue Stadt systematisch an. Er folgt dem Baedeker, wie der Kunstjünger dem Lütke. Er verwendet die Zeit im bemessenen, skalenweise geordneten Ausdehnungen auf Vatikan, Pitti, Uffizien und Akademie, je nach der buchmäßig verbrieften Wichtigkeit. Der reife Reisende hat diese Erziehungs-klassen, das lebenswürdige Kennenlernen des Materials hinter sich. Wo er nichts findet, da existiert nichts mehr für ihn. Er überschlägt ganze Säle des Pitti, um vor einem Filippo Lippi stundenlang zu weilen. Er läßt die Niobiden stehen, um einen Vormittag vor dem Altar des van der Goes zu sitzen. Er besucht den Gentile da Fabriano der Akademie und den Castagno in S. Appollonia. Er geht dreimal nach S. Miniato und niemals in den Dom. Er schlendert zulezt und läßt sich überraschen von irgend einem Mantegna in irgend einer Ecke, und wenn er zu Hause findet, daß das Stück nicht von Mantegna sein kann, so liebt er es um nichts weniger. Er richtet sich in der Gozzolikapelle ein, er transportiert im Geiste einige der Quattocentobüsten des Bargello in seine

heimatlichen Zimmer, er schämt sich nicht und spaziert und liebt, was er lieb findet. Kein anderes Axiom ist für ihn, als das Kunstwerk, das ihm mit Liebe entgegenkommt, freundlich in sein Inneres aufzunehmen. Er weiß, daß auf dieser Stufe sein Geschmack keinen Fehler machen wird, daß sein Urteil in Jahren von Erfahrung geschmiedet ist. Gern liebt er dann zu Hause nach, was die Wissenschaft über dieses oder jenes sagt, und hat das behagliche Gefühl der selbständigen inneren Sicherheit, die nichts verliert, auch wenn die Forschung ihm widerspricht oder gar die Antwort schuldig bleibt.

So gewinnt er sich die alte Kunst. An einem bestimmten Tage stieg ihm die Schönheit Crivellis auf und er ahnte den himmlischen Glanz dieser jubilierenden Dekoration, die Fruchtschnüre, Juwelen und Brokate, Lilienornamente und weiße Mönchskleider in einer singenden Harmonie gruppiert um die zierliche Gebärde, mit der der alte Petrus den Schlüssel von einem Kinde sich reichen läßt. An einem bestimmten Tage schlug sich ihm das Märchenbuch Altdorfers auf mit den gefürnten Palästen, die er träumte, den Parkszenen, wo Satyrn und Nymphen ihre Gruppen stellen, von Brunnen, an denen man sich auf der Flucht nach Aegypten ausruht. Er gewann sich die Mauritiusse des Grünwald, Rogers Edelräulein Salome, Bellinis Terrassenmadonna und den roten Stoff der Rembrandtschen Susanna als Eigentum. Alle diese schönen alten Sachen gehören jetzt ihm, ohne Mühe kann er sie gegen andere umtauschen, Sympathien, Launen und Zufälle formen seine Galerie und er sieht auf alle diese Schätze mit einem ruhigen Auge, als ob es Symbole eines Prozesses wären, der sein heißes gegenwärtiges Leben unter dem milden Glanz abgestimmter Vergangenheiten verbirgt, — ein Teppich der Geschichte.



Zur Stein- und Wappenschneidekunst in Schlesien

Von Professor Dr. Nentwig in Breslau

Das Kunstgewerbe hat im Hirschberger Tale von jeher einen guten Nährboden gehabt. Ueber die köstlichen Spitzen, die Erzeugnisse der Warmbrunner Holzschnitzkunst, die weltberühmten Gläser, die aus der Josefinenhütte und aus Petersdorf kommen, hat „Schlesien“ schon wiederholt mit Anerkennung geschrieben. Hier möge einer anderen Edeldunst gedacht werden, der Stein- und Wappenschneidekunst, die für Warmbrunn und das Hirschberger Tal heut leider der Geschichte angehört; ihren letzten Vertretern hat der Tod oder das Alter in den letzten Jahrzehnten die Hand gelähmt.

Der Ruf, den Warmbrunn anfänglich durch das einfache Schleifen und Polieren der Steine und später durch die Herstellung kunstvoller Intaglien, Gemmen wie Rameen, erlangt hat, ist durch Jahrhunderte gegründet. Soweit die Kunde vom Riesengebirge zurückreicht, hat es einen Anziehungspunkt für allerhand spekulative Köpfe gebildet und ist dann, vielfach durch Zufall, der Ausgangspunkt von Erwerbszweigen geworden, die schließlich ihren Mann nährten.

So ist kaum zweifelhaft, daß die Gold- und Edelsteinsucher, die im 15. Jahrhundert aus Italien ins Riesengebirge kamen, um solche Schätze zu suchen, die „Walen“, die Steinschleiferei mitgebracht haben, natürlich in roher, primitiver Technik. Die Steinschneidekunst eingeführt zu haben, wird dem Freiherrn Hans Ulrich Schaffgotsch nachgerühmt, der auf einer Reise in Italien Erzeugnisse dieses Kunstgewerbes kennen lernte. Er brachte einen prachtvollen Kristallpokal und einen Steinschneider mit, den er auf dem Rynast ansiedelte und verpflichtete, Schüler auszubilden. Ist das auch nicht aktenmäßig verbürgt, so hat es doch viel Wahrscheinlichkeit für sich. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß nach der Verlegung der Residenz Rudolfs II. von Prag nach Wien, der diese Kunst besonders förderte, beschäftigungslos gewordene Steinschneider und Glasschleifer in das Riesengebirge mit seinem mächtigen Reichtum an Gold und edlem Gestein gezogen sind. Vielleicht ist dort auch etwas hängen geblieben, als Wallenstein namentlich die böhmischen Ausläufer des Riesengebirges auf nutzbare Mineralien untersuchen ließ.

Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts dieses Gewerbe an verschiedenen Orten des Hirschberger Tales und seiner Vorberge ausgeübt wurde. In jene Zeit fällt die Herstellung einer Kristallschale, die, wie der schon erwähnte Kristallpokal im Besitze des Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn ist. Daß diese ein erfahrener auswärtiger Meister geschnitten hat, ist wohl anzunehmen denn ein so kunstgerechter einheimischer Künstler wäre doch wohl bekannt geworden. Bedauerlich ist, daß der Kristall nicht ganz rein ist, mehrfach durchziehen ihn Adern, die wie Sprünge aussehen und den Gesamteindruck der mythologischen Darstellungen beeinträchtigen. Ich möchte danach annehmen, daß man hat versuchen wollen, größere Kristalle auch unseres Gebirges kunstvoll schneiden zu lassen, daß man aber wegen der Unreinigkeit des Materials schließlich davon abgesehen hat.

Die Blütezeit des Steinschneidens in Warmbrunn, das sich bei einzelnen bis zur Kunst entwickelt hat, war das ausgehende 18. Jahrhundert. Im Mai 1785 war in Warmbrunn der Steinschneider Richter gestorben, dessen Professor Flügel in seinen Briefen an Klotz gedenkt, der geschickt war, nach Vorlagen zu arbeiten. Selbst Entwürfe zu machen, war seine Sache nicht. „In einem Lande wie Schlesien, wo die Steinschneidekunst nach Brot gehen muß, bestand seine meiste Beschäftigung im Wappenstechen. Reisende Kaufleute aus England, die seine Arbeit kennen lernten und sie so wohlfeil gegen die ihrigen fanden, schickten ihm durch Hirschbergische Kaufleute Zeichnungen zu. Der noch lebende Steinschneider Maiwald wird ihm als Künstler von Geschmack und Bildung vorgezogen.“ Auch Bießer berichtet in der Berliner Monatschrift von 1783, daß die Arbeiten der Steinschneider und Glasschleifer weithin verschickt würden; aber bei allem Fleiß und bei aller Sorgfältigkeit der Ausführung — hohen Geschmack und wahren Kunstsinne hat er nicht bemerkt. Zöllner in seinen Briefen über Schlesien (1793) rühmt Maiwalds Arbeiten sehr: „sie waren wohl nicht von der höchsten Schönheit, aber doch immer von einer vorzüglichen Güte, manche selbst von einer Feinheit, die in einer griechischen

Zeichnung die vollste Bewunderung verdienen würde.“ In jene Zeit fallen auch die Beziehungen Goethes zu den Warmbrunner Steinschneidern.

Am 18. September 1790 schrieb Goethe von Breslau an den Hausmarschall v. Rackwitz in Dresden, daß er am 19. von Breslau abgehen und eine Woche wohl im Gebirge Schlesiens zubringen würde. Am 21. September kam er nach Warmbrunn, wo er bis zum 23. blieb. Daß ein Liebhaber der Mineralogie wie Goethe an den Steinhandlungen und an den Steinschleifereien des Ortes nicht achtlos vorübergehen würde, war anzunehmen; aber es liegen auch sichere Zeugnisse vor, daß er diesem Kunstgewerbe recht viel Aufmerksamkeit gewidmet hat. Seine sonst vorsichtige Art würde ihn abgehalten haben, ein Jahr später dem Herzog zu empfehlen, den Weimarer Graveur Facius, dessen künstlerisches Talent er hoch einschätzte, zur Vervollkommnung in der Technik der Steinschneidekunst nach Warmbrunn zu senden. „In Warmbrunn,“ schreibt Goethe, „ist die Steinschneiderei ein Handwerk, und das Mechanische, das Faciussen jetzt sauer wird, was er vielleicht in einem Jahre nicht ausstudiert, dort etwas gemeines, das er in kurzer Zeit faßt und übt . . . Der Effekt, der dadurch hervorgebracht wird, ist für ihn und die Kunst unschätzbar.“

Auch E. T. A. Hoffmanns Wertschätzung der Steinschneidearbeiten führte ihn bei seinem zweiten Kuraufenthalt in Warmbrunn im Sommer 1819 zu einer Bestellung. So schreibt Hitzig im zweiten Bande von Hoffmanns Leben und Nachlaß (Stuttgart 1839): „Wie wird der Herausgeber der während seiner (Hoffmanns) Abwesenheit die Korrektur des ersten Bandes vom Rater Murr besorgt hatte, die Gemütlichkeit vergessen, mit welcher Hoffmann am frühen Morgen nach seiner Rückkunft in seinem Hause erschien und ihm einen kristallinen Prachtpokal feierlichst überreichte, in welchem er den Rater nach einer sehr gelungenen, von ihm in Warmbrunn entworfenen Zeichnung hatte schneiden lassen, mit der Umschrift: Der junge Autor seinem vielgeliebten Korrektor!“

Vorzugsweise wurde der Wappenschnitt ausgeübt, Chrysopras, Calcedon, Jaspis, Topas und Bergkristall waren das Material. Zu Rameen wurden meist ausländische Steine verwendet. Diese Kunst knüpft an Christian Schneider († 1782) an, den größten Meister des 18. Jahrhunderts im Stein- und Glaskneiden, auch an Maiwald und zuletzt, im 19. Jahrhundert, an Siebenhaar, den „genialen Meister“, wie ihn Graf Adrian v.

Hoverden-Plencken in einer Studie über die Steinschneidekunst in Schlesien nennt. Die Herstellung von Rameen fordert nicht bloß einen hohen Grad von Geschicklichkeit im Schneiden des Steines, sie bedarf auch der Wissenschaft des Bildhauers zur Anfertigung des Modells. Beide Eigenschaften finden sich nach dem Urteile des ausgezeichneten Kunstkenners Grafen Hoverden bei Friedrich Siebenhaar († 22. Oktober 1895) in solchem Vereine, daß selbst gelungene Porträts, sowohl in Profil, als en face was am schwierigsten ist, aus seinen kunstreichen Händen hervorgegangen sind.

Von seinem hervorragenden Können gibt beredtes Zeugnis der Brooksche Becher, dessen Entstehungsgeschichte er selbst beschrieben hat.

Schon 1867 hatte der Geheime Kommerzienrat Richard Brook in Berlin den Wunsch ausgesprochen, einen Becher von Rauchtopas zu besitzen, doch mußte die Ausführung aus Mangel an einem geeigneten Stein unterbleiben.

Als aber 1868 in der Schweiz, am Tiefengletscher im Kanton Uri, ein Fund von Rauchtopas-Kristallen von bedeutender Größe und Schönheit gemacht wurde, ließ man durch die Steinhandlung von Wilhelm Bergmann Proben nach Warmbrunn kommen, von denen auf Vorschlag Siebenhaars Herr Brook einen Stein von 20 Pfund Gewicht auswählte.

Siebenhaar entwarf nun eine Form, die Billigung fand, das Modell wurde an die Achatschleiferei von Jakob Wild sen. in Jdar geschickt und gelangte nach fünf Monaten in vier Teilen zurück: Fuß, Körper, Deckel und Knopf; die Höhe des zusammengesetzten Bechers betrug 28½ Zentimeter. Nun trat die Frage der dekorativen Ausschmückung an Siebenhaar heran. Er schlug vor, das Werk als eine monumentale Verherrlichung des Handelsstandes auffassen zu dürfen, so zwar, daß vom Fuße aufsteigend alles nach oben hin sich entwickelte. Siebenhaars Bitte, den Entwurf von namhaften Künstlern in Berlin anfertigen zu lassen, lehnte Geheimrat Brook ab, er wollte das Ganze nur aus einer Hand haben, war aber einverstanden, daß das fertige Modell dem ihm befreundeten Grafen v. Hoverden-Plencken in Breslau zur Begutachtung vorgelegt wurde, der es in allen seinen Einzelheiten billigte.

So konnte nun die Arbeit beginnen.

„Ich begann „mit Gott“ den ersten Schritt am 24. Mai 1870 und ich habe mit Unterbrechungen, veranlaßt durch Aufträge, die mir wurden, und die ich auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Geheimrats nicht vernachlässigen durfte, neun Jahre an dem

Werk gearbeitet," schreibt Siebenhaar. Die Arbeit besteht in Folgendem:

Der untere Fußrand ist mit 32 dreifachen Kernen mit dazwischenliegenden Pfeilspitzen geschnitten, darüber liegt eine Schnur von 86 halben Perlen.

Der erste Knauf ist mit fünf mit Blattwerk verzierten Schildern belegt, in denen bildlich die Erwerbszweige, mit denen der Handel in Verbindung steht, dargestellt sind. Das erste Schild die Landwirtschaft mit Pflug, Egge, Sense, Bienenkorb, Hacke, Schaufel, Schaffschere und Lehrenbündel; das zweite den Bergbau mit Halde, Wäsche, Hochofen, Schmiedeofen und Hammer; das dritte die Industrie mit Amboss, Hammer und Zange, Maschinenrad, Grundwage, Zirkel und Winkelmaß, Retorte, Webstuhl, Buchdruckerpresse, Meßinstrument der Geometrie; das vierte die Schifffahrt mit Segel und Dampfschiff auf der See, Anker und bezeichneten Kollis auf dem Lande; das fünfte Eisenbahn und Telegraphie mit dem geflügelten Rade auf der Schiene; ein aus der Erde wachsender Arm bündigt Blicke.

Ueber diesem Knauf erhebt sich ein kurzer Schaft mit fünf Akanthusblättern, zwischen denen Blattspitzen liegen; die Blätter werden oben von einem dreifachen Rundstäbchen mit acht Doppelkronen bekränzt.

Der zweite kleinere Knauf ist wieder mit fünf Schildern belegt, in denen die Rassenköpfe — nach Blumenbach — in Profil geschnitten sind. Der Kelchkörper ist an dem

unteren Teile mit sechs großen Akanthusblättern mit überschlagenden Spitzen und sechs kleineren Blättern geschnitten. Darüber liegt ein scharf gehaltener Reif.

Im mittleren Teile des Körpers sind drei Schilder, jedes von einem Schriftrande umgeben; im ersten das nach dem Leben im Profil geschnittene Bildnis des Geheimrats Brook, im zweiten das Bild seines Vaters, auch im Profil, im dritten das Familienwappen. Ueber den Schildern zieht sich um den Becher ein mit Blumen und Blättern belegtes Band.

Der Deckel ist mit vier durch Blattwerk verbundenen Schildern belegt, in deren Medaillons die vier Jahreszeiten, zugleich die Altersstufen der Menschen versinnbildlichend, in Profilköpfen geschnitten sind. Darüber ein glatter, einfacher Stab, aus dem sich der obere Teil des Deckels erhebt, dessen überschlagender Rand mit Blättern geschnitten ist. Auf diesen Blättern nun ruht die glatte Kugel, auf der der vollständig plastisch gearbeitete Merkur mit Stab, Flügelhut und Flügelschuhen steht. Kugel und Figur sind aus einem Stück geschnitten.

Leider war es dem Künstler nicht vergönnt, das Werk, das im Juli 1879 fertig wurde, dem Auftraggeber selbst zu übergeben; Geheimrat Brook war am 29. Mai 1874 bereits verschieden. Siebenhaar starb in dürftigen Verhältnissen, wie denn die Steinschneider Warmbrunn bei aller Wertschätzung ihrer Arbeiten Schätze nicht gesammelt haben.



Schmiedeeiserner Leuchter von A. Saal in Breslau



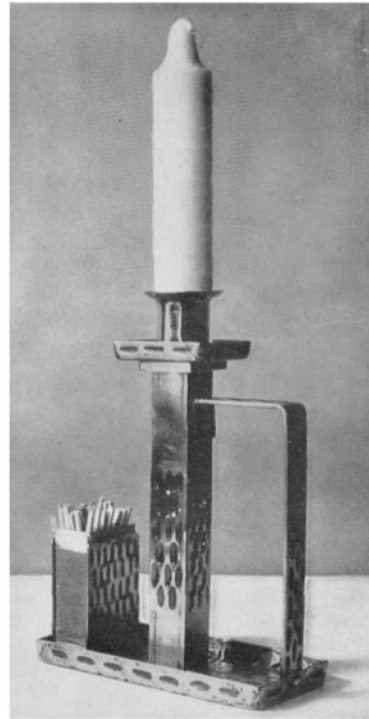
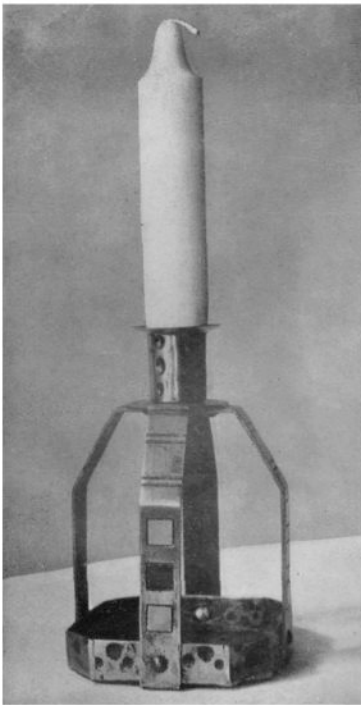
Kleinschmiedearbeiten von A. Saal

Seit einundeinhalb Jahren etwa bringt die Breslauer Schlosserwerkstatt von A. Saal Kleinschmiedearbeiten auf den Markt, die, praktisch, geschmackvoll und preiswert, auf derselben Höhe stehen, wie Münchener, Nürnberger oder Salzburger Arbeiten ähnlicher Art, die der Schlesier aus der Fremde stolz mit nach Hause bringt. Es sind Leuchter, Aschenbecher, Streichholzständer und ähnliches. Der Charakter des Materials, sei es Schmiedeeisen, Kupfer oder Messing oder auch eine angemessene Verbindung beider mit dem Eisen, ist immer richtig betont, die von alten Eisenarbeiten her bekannte sparsame und geschickte Anwendung der Farbe sehr zu loben. Man sieht den Stücken auch die sichere und leichte Hand des Arbeiters an — junge Gefellen und Lehrlinge haben Freude an solcher Arbeit —, und recht humorvoll, aber

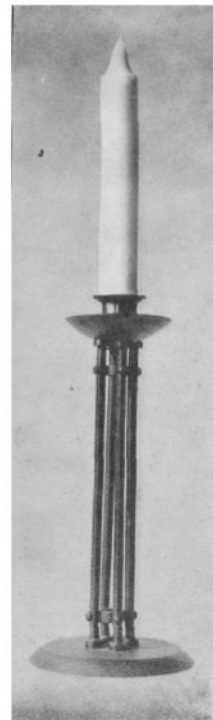
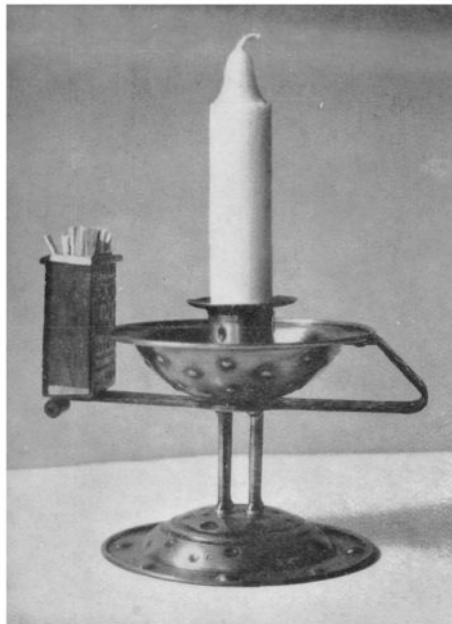
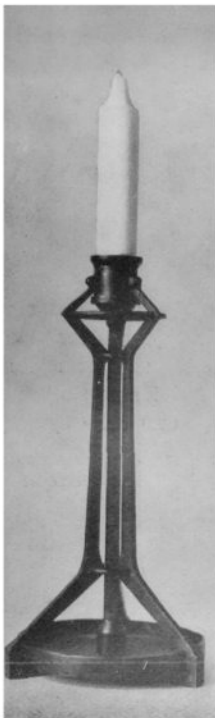
nicht spielerisch, sind kleine Wichtelmännchen und allerhand Tiere aus der Arche Noah verwendet in demselben Geiste, mit dem einst die Handwerksmeister der Gotik selbstgenügsam glänzten. Es sind Arbeiten der Ruhe und Muße, die sich eine große Werkstatt, wie die ausführende, einmal im Winter leisten kann, wenn nicht so große Aufträge wie im Sommer die Anspannung aller Arbeitskräfte verlangen. Reisen in Süddeutschland haben dem Inhaber der Werkstatt die Anregungen gegeben, und zusammen mit seinem Sohne hat er die Entwürfe gemacht und die Modelle gefertigt.

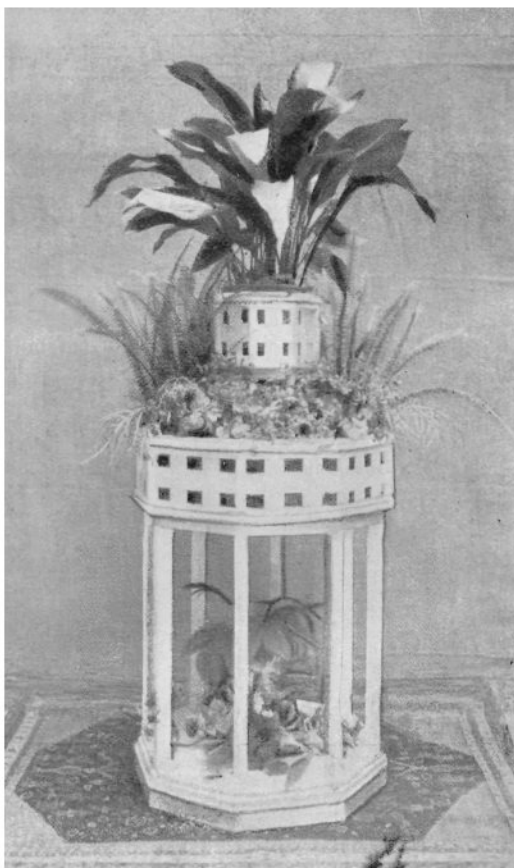
Wir veröffentlichen gern eine Reihe davon als Proben der bisher leider nur sehr wenigen geschmackvollen Reiseandenken aus Schlesien.



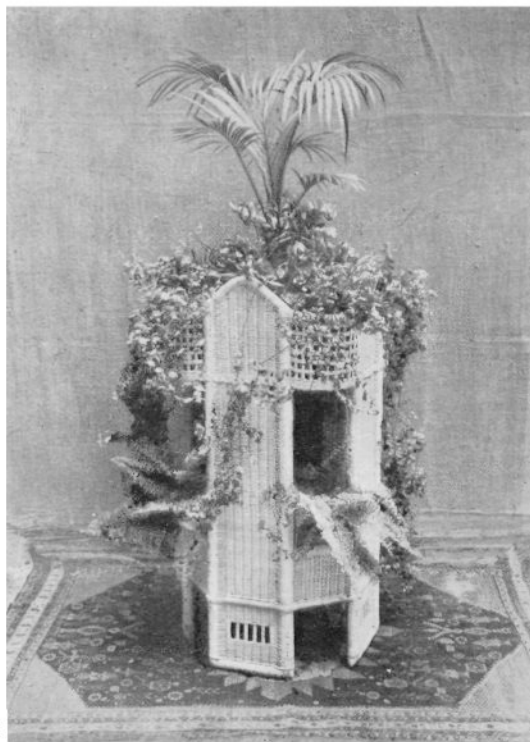


Kleinschmiedearbeiten von A. Saal in Breslau





Blumentische
nach Entwürfen
von Heinrich Tischler
(rechts oben),
Arthur Friebe (links oben)
und Joseph Sobainstky
(unten)



ausgeführt von
Tischlermeister Gummig,
Tischlermeister
Franz Holsteiner
und der Schlesiſchen
Rohrmöbelindustrie
in Breslau



Silberner teilweise vergoldeter Tafelaufsatz
entworfen von Sigfried Haertel, ausgeführt von Tillmann Schmitz in Breslau

Die Verlosung des Kunstgewerbevereins

Von den Ankäufen heimischer kunstgewerblicher Erzeugnisse für die letzte Verlosung des Vereins — im Dezember 1910 — bringen wir auf Seite 250 bis 253 einige der bemerkenswertesten. Die Blumentische (S. 250), das Zinnseidel (S. 252) und die Zinndoße (S. 253) wurden bei einem Wettbewerbe preisgekrönt, den der Verein im Sommer

vorigen Jahres ausgeschrieben hatte, um geeignete Gewinne für seine Verlosung zu erlangen. Die Ausführung der mit Preisen ausgezeichneten Entwürfe hat die darauf gesetzten Erwartungen vollauf erfüllt.

Die Blumentische hat Herr Garteninspektor Dammberg, der sich durch seine Vorträge über Blumenpflege im Zimmer und ein Buch



Zinnseidel

entworfen von Josef Sobainstky, ausgeführt von Zinngießmeister Kluge in Breslau



Getriebene Metallteller
von Karl Scheu in Breslau



phot. E. Jung in Breslau

Zinndose mit eingesezten Korallen
entworfen von Konrad Scheu, ausgeführt von Konrad und Karl Scheu in Breslau

„Balkon- und Zimmerpflanzen“ bekannt gemacht hat, für die Aufnahmen mit frischen Blumen gefüllt, um ihre praktische und ästhetische Wirkung zu erproben und Blumenfreunden Anregungen zu geben.

Die Zinngeräte bedeuten einen nicht zu unterschätzenden Anstoß zu einer Neubelebung dieses früher in Schlesien blühenden Hand-

werks und haben seitdem auch schon weiterbildend eingewirkt, indem der sehr talentvolle junge Kunstgewerbler Konrad Scheu, von dem die in jeder Hinsicht vorzüglich gelungene Zinndose stammt, im Verein mit seinem Vater weitere Zinngeräte angefertigt hat. Die Verlosung soll ja nicht ausschließlich den Nutzen haben, den Gewinnern eine Freude zu machen.

Von Nah und Fern

Unsere Beilagen

(Nr. 19 und 20)

Die Vereinigung schlesischer Architekten schrieb im Jahre 1906 auf Wunsch des Ausschusses Alt- und Neubreslau und des Herrn Brauereibesizers Geisler einen Wettbewerb um die Fassaden-Ausgestaltung des Hauses Neumarkt 55 aus, in dem die Brauerei „Schwarze Krähe“ sich befindet, eine von den wenigen noch erhaltenen alten Breslauer Krefschmereien. Es handelte sich dabei um eine bessere Ausnutzung des Dachgeschosses, die aber so vorgenommen werden sollte, daß der Charakter des Hauses bewahrt blieb, und auch die neue Fassade sich so harmonisch wie die alte in die Erscheinung des früheren Marktplatzes einfügte, der gerade auf dieser Seite noch eine große Reihe alter Häuserfronten aufweist. Sieger im Wettbewerbe war Herr Architekt Erich Grau in Breslau, dessen sehr gelungener Entwurf, der übrigens im Innern nichts änderte, durch Maurermeister Hartmann ausge-

führt wurde; die Bildhauerarbeiten waren der Firma Runka und Bötkel übertragen.

Die Brauerei ging dann in Besitz des Herrn Zeißig über, der das angrenzende, nach der Messergasse zu gelegene Eckhaus dazu erwarb. Dieses wurde wieder nach dem Entwürfe des Architekten Grau 1909 im Innern vollständig umgebaut und auch äußerlich so gestaltet, daß es jetzt einen Teil der Brauerei zur „Schwarzen Krähe“ bildet. Hierbei ist zum erstenmal in Breslau das alte schöne Motiv des Runderkers an der Hausecke verwendet worden. Die Bildhauerarbeiten an diesem Erker, stammen von der Firma Simlinger und Gohde in Breslau, die Malereien an der Front und in den im Eckhause neu gewonnenen Schanklokale von Martin Schubert in Breslau, während die Bauarbeiten vom Baugeschäft E. Härtel ausgeführt wurden.

Die Absicht besteht, später auch das alte Schanklokal entsprechend auszubauen und mit dem angebauten Teile in Einklang zu bringen. Es soll vielleicht auch noch auf

der anderen Seite des Flures durch Hinzunahme der beiden Läden vergrößert werden. Dabei wäre sehr zu wünschen, daß auch auf die äußere Gestaltung des Erdgeschosses im Einklang mit den veränderten Fronten Wert gelegt wird. Zu vermeiden wären vor allem große eckige Fenster, wie leider jetzt schon eins im angebauten Teile nach dem Neumarkt zu sieht, das auf unserer Ausbildung nur zur Hälfte sichtbar ist.

Kunstgewerbeverein

Am 5. Februar, mittags 12 Uhr findet eine Besichtigung der von Josef Langer restaurierten Aula der Universität Breslau statt unter Führung des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Foerster. Näheres wird noch mitgeteilt werden.

Von einer korporativen Beteiligung des Vereins an der Posener Ausstellung in diesem Jahre haben Vorstand und Ausschuß beschlossen, abzusehen, da die schriftliche Anfrage, die bei den Interessenten im Dezember veranstaltet wurde, nicht das erhoffte Resultat hatte. Dagegen wurde beschlossen, daß der Verein auf der diesjährigen Schweidnitzer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung die Gewinne für die diesjährige Verlosung ausstellt, ergänzt vielleicht durch weitere kleinere kunstgewerbliche Erzeugnisse von Mitgliedern.

Neues von der Gemäldegalerie des Schlesiſchen Museums der bildenden Künſte

Die Bilder sind im Laufe des Sommers zum Teil umgehängt worden. Eine solche Maßregel findet natürlich sehr verschiedenartige, nicht immer zustimmende Beurteilung. Der eine Besucher vermisst sein Lieblingsbild an der gewohnten Stelle und findet es erst im nächsten Saal; der andere meint, wenn denn durchaus umgehängt werden mußte, hätte man doch andere Prinzipien befolgt, etwa die Neu-Idealisten vereinigen, die Realisten strenger Observeanz absondern müssen u. a. m.; die ganz Verärgerten gar sprechen die Vermutung aus, die Umhängerei sei nur einer Laune des neuerungslustigen Direktors entsprungen. Auf diese Vermutung freilich kann nur jemand kommen, der keine Vorstellung davon hat, welche Mühseligkeit und monatelange Störung im Museumsbetrieb ein so umfangreiches Umhängen mit sich bringt. Braucht doch nur ein einziges neues Bild eingereicht werden, um Verschiebungen zu verursachen, die sich gleich auf mehrere Säle erstrecken können. Nun waren aber seit dem Anheimfall der Fischer'schen Sammlung noch einige zwanzig Bilder hinzugekommen, die möglichst günstig untergebracht sein wollten (Böcklin, Thoma, Menzel, Diez, Banker, Stud u. a.) Da galt es Platz zu schaffen. Das Nächstliegende wäre gewesen, eine entsprechende Zahl älterer, oder besser gesagt veralteter Bilder zurückzuziehen. Mußte man sich aber einmal zu einer so einschneidenden Maßregel entschließen, so schien es angezeigt, gleich ganze Arbeit zu machen, d. h. den gesamten Bestand zu sichten und, so weit es nötig war, neu zu ordnen.

Den äußeren Anlaß zur Ausführung dieser Arbeiten gab die in diesem Sommer erfolgte Neuherichtung einiger Säle der Galerie, womit ohnehin umfassende Räumungsarbeiten verbunden zu sein pflegen. Hierbei also hätte man die Gelegenheit gehabt, im Sinne jener prinzipienstrengen Kritiker nach kunstgeschichtlichen und ästhetischen Kategorien zu scheiden, wenn sich nicht jetzt ein Moment geltend gemacht hätte, das die meisten derer zu übersehen pflegen, die nur ihre Ideale im Sinn haben, während der in der Wirklichkeit stehende Museumsbeamte auch mit Wirklichkeiten zu rechnen hat. Dieses Moment aber ist die Notwendigkeit, mit gegebenen Räumen auszukommen.

Jeder aufmerksame Besucher unserer Galerie wird sehr bald inne, wo hier die Schwierigkeit für jede An-

ordnung der Kunstwerke liegt: wir haben fast lauter große Säle, es fehlen die sie begleitenden Kabinette. Die wenigen kleineren Räume sind vorwiegend der Conrad Fischer'schen Sammlung gewidmet, und auch sie fügen sich nicht organisch der Reihenfolge der Säle ein, sondern liegen abseits.

Nach dieser Darlegung der prinzipiellen Fragen läßt sich über das tatsächliche Geschehen folgendermaßen berichten. Das Museum verfügt über einen Bestand von Bildern älterer Schulen, der nicht durch systematisches Sammeln, sondern durch Zufall zusammengetragen worden ist. Diese Bilder in den hierfür zur Verfügung stehenden Räumen einigermaßen sinngemäß unterzubringen, geht fast über Menschenwitz hinaus. War früher hauptsächlich dekorative Wirkung maßgebend, so versuchte man jetzt die Anordnung nach der Schulzugehörigkeit damit zu verbinden. Am besten kam dabei die manches feine Stück bergende Fischer'sche Sammlung älterer holländischer Bilder weg, die jetzt als Ganzes und auch im Einzelnen gut zur Geltung kommt. Der sich anschließende, sogenannte Biedermeieraal und der auch innerlich die Fortsetzung bildende Saal III haben durch die erwähnte Ausmerzungen minderwertigen Materials wohl am meisten gewonnen. Im Saal II blieben die Modernen vereinigt. So weit allein ließ sich die historische Anordnung durchführen. Der Eingangsaal I ist aus nabeliegenden Gründen der vaterländischen Erinnerungen gewidmete Ehrensaal geblieben. Dessen Nebensaal behielt das vorwiegend durch Böcklin bestimmte Gepräge mit dem Akzent auf dem, aus dem Nachlaß des Stadtältesten Heinrich von Korn stammenden Hauptwert „Malerei und Dichtung“. Vielleicht gewährt eine entfernte Zukunft einmal so günstige Raumbedingungen, daß sich ein besonderes Böcklintabinnett bilden läßt. Eine Isolierung des genannten großen Bildes ward für jetzt dadurch zu erreichen versucht, daß zwei in dunkleren Tönen gehaltene Landschaften zu beiden Seiten angeordnet wurden.

Der nächstliegende große Saal behielt im wesentlichen seinen Charakter. In dem nun folgenden kleinen achteckigen Raum ward eine Auswahl unserer schönsten kleineren Bilder vereinigt, die sonst in den großen Sälen zwischen großen Bildern um den besten Teil ihrer Wirkung kamen. Jetzt erst läßt sich erkennen, welchen Schatz wir an den Epizweg, Harburger, Diez, Menzel u. a. m. besitzen. Die Oede des großen Wernerjaales ward durch den trefflichen Gosen'schen Bronze-Perseus belebt. Der neben den Fischer'schen Kabinetten befindliche Saal entbehrt noch am meisten des einheitlichen Gepräges. Er dient vorläufig zur Aufnahme neu hinzutommender Bilder, wie des Banker'schen Familienbildes, das in seiner strahlenden Freude den ganzen Raum beherrscht. Auch die C. Fischer'schen Kabinette konnten bei der Neuordnung nicht ganz unberührt bleiben, wenn gleich die Pietät hier gewisse Schranken zog. Es wurden die ganz großen Bilder, die in den kleinen Räumen auf der Umgebung lasteten, entfernt und in andere Säle verteilt, und einige kleinere Bilder der besseren Wirkung wegen in dem obengenannten Achteck untergebracht. (Eine an der Wand angebrachte Tafel gibt Rechenschaft von dieser Verteilung.) Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine Wand der auf der Nordseite befindlichen Kabinette ganz für die Woelfl'schen Darstellungen aus Alt-Breslau eingeräumt wurde, die hier in ihrer Einheitlichkeit nicht nur auf das Herz der Alleinheimischen wohlthuend einwirken.

Ist damit die Neuordnung der Galerie abgeschlossen, oder befinden wir uns nur in einer vorübergehenden Ruhepause? Wenn die Staterhältnisse des Museums allein in Betracht kämen, so dürfte die Ruhe wohl von längerer Dauer sein, aber die Mächte des Aufbaus sind zum Glück noch stärker als diejenigen des Beharrens. Schon hat wieder für zwei Bilder, die der im vergangenen Jahre gegründete Schlesiſche Museumsverein der Galerie

überwiesen hat, Platz geschaffen werden müssen. Das eine, kleinen Formats, eine Landschaft mit aufsteigendem Wetter von Toni Stadler, konnte seiner Bedeutung gemäß im Achtedraum Aufnahme finden.

Stadler's Werke gehören zu jener Gattung von Bildern, die nicht dem Besucher sozusagen entgegenschreien, sondern die aufgesucht werden wollen. Man muß sich aufmerksam in sie vertiefen, wenn sie ihre Schönheiten offenbaren sollen. Das Motiv unseres Bildes ist der oberbayerischen Seegegend entnommen: eine weite Moosfläche, durch interessante Kleinarbeit belebt, im Hintergrunde durch eine langgestreckte Hügelkette abgeschlossen, gegen rechts wird gerade noch ein blauer Streifen See sichtbar. Die Luft ist klar und durchsichtig, wie Stadler sie liebt, darüber ein hochgewölbter Himmel mit einem Getümmel von Wolken. Dies alles in der bekannnten sorgfältigen Durchführung Stadler's, die doch nicht kleinlich annutet und die wohl am meisten dazu beigetragen, daß der Künstler nach und nach die allgemeine Anerkennung errungen hat.

Das andere Bild, mittleren Formats, „Frühlingsregen“ von Franz von Stud ward vorläufig im Saal II auf einer Staffelei aufgestellt. Der Schauplatz ist eine hochgelegene Bergwiese, von der herab der Blick in ein tiefes Flußtal und weiterhin auf die gegenüberliegende Alpenkette fällt. Hier ergeht sich eine Schaar junger, in farbige Gewänder gekleideter Mädchen im Reigentanz. Meisterhaft ist die leidenschaftliche Bewegung, die Verteilung der umgeborenen Farben und der silbrige Frühlingshauch, der die Landschaft überzieht. Das Bild wirkt für diejenigen, die Stud als Dunkelmalerei in Erinnerung haben, ganz überraschend in seiner lichten Färbung. Zusammengehalten mit mehreren gleichartigen der jüngsten Zeit, kennzeichnet es jedoch eine neue Phase des noch in aufsteigender Entwicklung befindlichen Künstlers. Es wird nicht immer auf den ersten Blick Zustimmung finden; wo sie aber ganz ausbleibt, dürfte die Frage gestattet sein, ob dies nur am Bilde liege. Stud hatte unserer Galerie gefehlt. Eine öffentliche Galerie, von der man doch einen Rechenschaftsbericht vom Höchststand der deutschen Kunst unserer Zeit erwartet, kann einen solchen Meister unmöglich übergehen. Der Museumsverein hat durch diese seine erste Tat, eben den Ankauf des Stadler und besonders des Stud, bewiesen, wie ernst und sachgemäß er seine Aufgabe erfaßt.

J. Jamitsch

Aus Glogau

Die bildende Kunst findet in Glogau einen nicht ganz ungünstigen Boden. Das beweisen schon die neuerdings entstandenen, zum Teil direkt mustergültigen Wohnhausbauten. Neben dem wachsenden Verständnis für eine gute heimatliche Bauweise geht auch ein immer größeres Interesse für Malerei und graphische Künste einher. Die im Oktober von den hiesigen Buchdrucker-Verbänden veranstaltete Ausstellung für Kunst und Reklame fand nicht nur in Buchdruckerkreisen Beachtung. Diese Ausstellungen sind im übrigen bekannt, diesmal trat nur der künstlerische Gesichtspunkt erheblich mehr hervor als sonst. Man zeigte viel Wertvolles in sinngemäßer Anordnung; auch schlesische Künstler waren mit geistig und formal reichen Entwürfen für Reklamedrucke vertreten, darunter vor allem Krause-Breslau. Von Hans Bloch-Glogau brachte die Firma Carl Flemming in ihren Erlebnisdruk eine Anzahl sehr reizvoller Entwürfe, ferner auch einige durch Konzentriertheit und Formschlichkeit ausgezeichnete Lithographien. Bloch unternahm nun im November sogar das Wagestück, eine eigene Gemäldeausstellung in vortnehmer Aufmachung zu veranstalten. Der Erfolg war ungeahnt. Der junge, mit einem hochbedeutenden Talent begabte Künstler, von dem man noch in der Zukunft viel hören wird, verkaufte seine Bilder bis auf wenige

Stücke, deren Motive kein Interesse erweckten. Und dabei ist die Malweise Blochs durchaus nicht süßlich-kitschig oder akademisch-geleckt, sondern die moderne, rein koloristische Auffassung ist durchweg mit außerordentlicher Treffsicherheit und einem feinen Beobachtungsvermögen betont. Und das war doch bisher so garricht der Geschmack der großen Menge! Wenn das Provinzpublikum dergestalt beginnt, der Kunst auch sein laufendes Interesse zuzuwenden, dann ist zweifellos schon viel gewonnen. Die Tatsache ist umso bedeutungsvoller, als kurze Zeit vorher zwei Ausstellungen von anderer Seite, denen es allerdings an jeglicher „Aufmachung“ fehlte, keinerlei Erfolg hatten. Die Buchhandlung Hellmann, deren Inhaber sich in schlesischen Kreisen durch gute Verlagswerke bereits einen Namen gemacht hat, hatte die Ausstellung Bloch in ihre Räume aufgenommen. Nach Hans Bloch zeigte auch Karl Braken, ein junger Glogauer Landschaftler, eine Kollektion seiner Bilder. Der äußere Eindruck war schon weniger günstig als der der Blochschen Ausstellung, denn Braken legt bedauerlicherweise keinerlei Wert auf ein geschmackvolles Gesamtbild, er scheint vielmehr zu jenen einseitigen Künstlern zu gehören, die ihre Blicke nicht nach allen Seiten richten, die Forderungen der Kunst zum mindesten nicht auch auf die „Aufmachung“ erstrecken. Als Landschaftler kann er sonst unzweifelhaft viel, besitzt eine außerordentlich sichere und glückliche Bildauffassung und jene pastose Technik, die ein großer Vorzug unserer heutigen Malerei ist. Seine Farbestimmungen leiden zwar oft unter einer gewissen Dürftigkeit und Unterscheidungsarmut, indessen wirken sie stets unmittelbar geschaut. Dazu die erfreuliche Tatsache gerechnet, daß Braken seine meisten Motive ebenfalls der Glogauer Umgebung entnommen hat, und man wird seiner Ausstellung zum mindesten ein hohes lokales Kunstinteresse nicht absprechen können, zumal es Braken auch versteht, selbst der unscheinbarsten Landschaft ihre Reize abzugewinnen.

O. Th. Stein

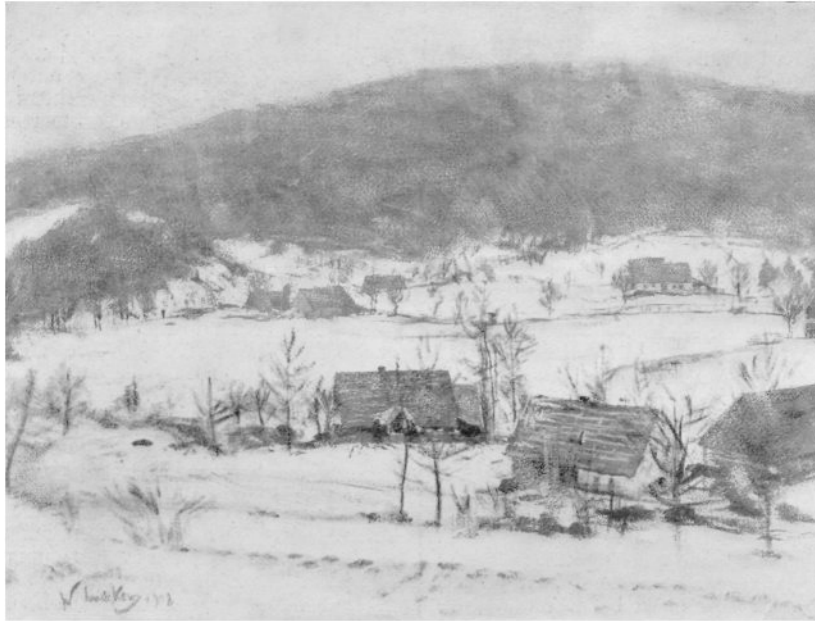
Wettbewerb

Für die Erweiterung des Breslauer Zoologischen Gartens und des benachbarten Ausstellungsgeländes soll ein Bebauungsplan auf dem Wege des Wettbewerbes geschaffen werden. Preise von 2500, 1500 und 1000 Mark sind ausgesetzt, außerdem Ankaufe zu je 500 Mark in Aussicht genommen. Ablieferungstermin 1. April 1911.

Leistikow

Leistikow hat seinen Namen eingeschrieben in die Heimatsgeschichte der Mark. Dieses herbe und large Land, das einer erst, Theodor Fontane, gefunden hatte, wurde durch seine Kunst der Welt erschlossen. Liebermann mußte an seiner Bahre bekennen: „Die Seen des Grunewalds oder an der Oberspree sehen wir mit seinen Augen. Nicht nur die wenigen Bevorzugten, denen es vergönnt ist, sich mit Leistikows Bildern zu umgeben: wer von der Woche harter Arbeit und schwerer Mühe Sonntags vor den Toren Berlins Erholung sucht, sieht Leistikows.“ Und wirklich, wenn man vor eine dieser Grunewaldidyllen tritt, kann man hören, wie eine recht weit von aller Kunst lebende Bürgergattin oder ein harmloses Schreibmaschinengirl die Begleiter aufklärt: „Ganz wie diese Bilder von diesem — — — Na, Ihr wißt schon.“ Das Volk kennt seinen Namen nicht, aber es sieht mit seinen Augen.

Dieser Name mag in der Kunstgeschichte noch Schwankungen ausgekehrt sein; klar umrissen steht seine wadere Persönlichkeit, die ein steter Antrieb gewesen für alles, was wir moderne Kunstentwicklung heißen. Leistikow war, wie Corinth in der biographischen Würdigung des Freundes (Das Leben Walter Leistikows, Verlag Paul Cassirer, Berlin) betonen muß, ein Streiter, der



Schneelandschaft aus Agnetendorf
von Walter Leistitow bei Gerhard Hauptmann gemalt

mit der Feder, am Rednerpult, als Organisator, der mit allen Mitteln eines modernen Kämpfers ankämpfte gegen die antiquarische Talentlosigkeit. Den eigentlichen Feind erkannte er in Anton von Werner, dem allgewaltigen Direktor der Berliner Akademie. Leistitow hat am eigenen Leibe das Elend seiner Kunstabrichterei erfahren müssen, denn als er im Jahre 1883 von Bromberg, seiner Geburtsstadt, auf die Berliner Akademie kam, wurde er nach ein paar Monaten als aussichtsloser Nichtstönner wieder weggeschickt. Es war keineswegs persönliche Rache, die ihn aufbegehren ließ gegen Mächte und Institutionen, die einem solchen Mangel an künstlerischer Kritik Vorschub leisteten. Der Fall Münch zeigte ihm dann, zu welcher elementaren Torheiten diese Arzeneilosigkeit verführen kann. Der Verein Berliner Künstler lud den jetzt schon zu den Klassikern des Impressionismus zählenden Norweger zu einer Sonderausstellung ein. Die Ausstellung wurde eröffnet und nach wenigen Tagen wieder geschlossen. Nicht von einer plumpen Polizeifantasi, sondern von den plumpen Malerdemagogen dieses Vereins, die sich mit diesem Attentat auf die Freiheit der Kunstäußerung die sicherste Grundlage zerstört, wenn Freiheit und Kunst ihnen je etwas gegolten hätten. Derartig empörende Vorgänge mögen für ihn der äußere Anlaß gewesen sein, sich mit den Gleichgesinnten zusammenzuschließen, was dann auch zur Gründung der Vereinigung der XI., die mit ihrer ersten Ausstellung Ludwig v. Hofmann und Martin Brandenburg berühmt machte, zur Organisierung der Sezessionen und des deutschen Künstlerbundes führte, der erst in diesem Sommer in Darmstadt eine Ausstellung neudeutscher Kunst bot, wie sie seit der Eshudischen Jahrtausendausstellung nicht mehr gesehen wurde. So kann man mit Corinth feststellen, daß dieser Anton v. Werner dem Leistitow zeigen wollte, was deutsche Kunst ist, tatsächlich erscheint, als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Es ist beinahe ein Feuilletonscherz, Leistitow und Anton von Werner nebeneinander zu betrachten. Dieser ein mattes Echo einer abgestandenen Genetradition; der

andere ein Neutöner. Der Eine ist vollständig geworden als preußischer Stiefelglanzmaler, der Andere als Entdedder der preußischsten aller Landschaften: der Mark. Werner steht in der Geschichte der deutschen Kunst als ein an die verkehrte Stelle gesetzter Hofdiener, Leistitow als junger und jugendlicher Anreger, der sich an einen Irrtum verlieren konnte, eben, weil er durch seine Versuche der Gesamtheit manchen Irrtum und Irrweg ersparen half.

Corinth spiegelt in seiner Lebensschilderung alle diese Auseinandersetzungen und Zusammenhänge. Da Leistitow mit allen wichtigen Ereignissen der deutschen Kunstpolitik verknüpft war, entrollt er tatsächlich ein Stück Berliner Kulturgeschichte, indem er zugleich das Bildnis Leistitows, das er vor 17 Jahren in München gemalt hat, um das literarische Porträt des frühverstorbenen Freundes erweitert.

Paul Westheim

* * *

Das oben abgebildete Bild aus den schlesischen Bergen gehört zu den letzten Aquarellen Leistitows. Sein Biograph Lovis Corinth sagt darüber in dem oben erwähnten Buche: „Geradezu wundervoll sind seine Schneeschildernngen in Aquarell; diese gehören zu dem Schönsten, was ich überhaupt an Bildern gesehen habe. Es sind etwa drei oder vier Stück, die er aus der Villa Gerhard Hauptmanns im Riesengebirge, wo er auf Besuch war, geschaffen hat. Der ganze Charakter des Winters und zugleich der Höhenlage des Landes ist hier mit den einfachsten Mitteln mit kunstvollendeter Wirkung wiedergegeben.“

Mit Gerhard Hauptmann war Walter Leistitow seit des ersteren Erstlingswerk: „Vor Sonnenaufgang“ freundschaftlich verbunden, gründete später zu Ehren Hauptmanns und zu dessen Zerstreung: „Gerhard Hauptmanns Freundschafts- und Rosenbund,“ bei dem es ziemlich feucht hergegangen zu sein scheint, und war dann ein oft und gern gesehener Gast in Hauptmanns Dichterheim in Agnetendorf.



Die Marienburg
Nach einer Radierung von Hugo Ulbrich

